



79. Band. Vierzigster Jahrgang. Oktober 1897—1898.
Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 80. Mit Postaufschlag 5 M. 75.
Vertrieb: Ernst Schuber in Stuttgart.

Inhalt: „Stechlin“ Roman von Theodor Fontane (Fortsetzung). — Die Kapitäl aus der Geschichte der Ostpreußen, von Dr. H. Böcher. — Aus der Unschuld der deutschen Kaiserin, von Paul Lindenberg. — Eine Rühmlichkeit vom Dalib-Klein, bismarckische Erzählung von Paul Weber (Fortsetzung). — Der Untergang des Totenbootes S. 26. — Gen-

stigte Ort. — In unsern Wäldern. — Notpläne. — Vögel. — Reibung. — Sandstein-Schichtung. — **Abbildungen:** Kaiserliche Jagdgeellschaft in Printenau, Frühjahr 1896. — Krähmorgen im Herbst im Reichswald, nach einem Aquarell von G. Kröner. — Aus der Jagdzeit der deutschen Kaiserin. 12 Abbildungen. — Engpäß bei

Fischerhag, nach dem Gemälde von Carl Ludwig. — Fortfälle in der Kampagne, nach dem Gemälde von F. Brämann. — Orientierte Ort, von Anton Graf. — Der Untergang des Totenbootes S. 26. Originalzeichnung von Ferdinand Lindner. — Aus Zeit und Leben: Die fünfzigjährige Platinfeier der Wörmann in Salt Lake City.

Stechlin.

Roman von Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

Inzwischen waren auch Waldemar, Her und der Pastor vom Gartentalen her auf die Veranda hinausgetreten, und Dubslaw ging ihnen entgegen.

„Guten Tag, Pastor. Nun, das ist recht. Ich dachte schon, Waldemar würde von Ihnen angeteilt werden.“

„Aber, Herr von Stechlin... Ihre Gäste... Und Waldemars Freunde.“

„Betonen Sie das nicht so, Lorenzen. Es giebt Umgangformen und Artigkeitsgefeue. Gewiß. Aber das alles reicht nicht weit. Was der Mensch am

ehesten durchbricht, das sind gerade solche Formen. Und wer sie nicht durchbricht, der kann einen auch leid thun. Wie geht es denn in der Ehe? Haben Sie schon einen Mann gesehen, der die Formen wahr, wenn seine Frau ihn ärgert? Ich nicht. Leidenschaft ist immer freigeich.“

„Ja, Leidenschaft. Aber Waldemar und ich...“
„Sind auch in Leidenschaft. Sie haben die



Kaiserliche Jagdgeellschaft in Printenau, Frühjahr 1896.

Photographische Aufnahme von Hugo Demmer in Dessau i. U. G.

Freundschaftsleidenschaft, Drest und Polades — so was hat es immer gegeben. Und dann, was noch viel mehr sagen will. Sie haben neben der Konspirationsleidenschaft . . .

„Aber, Herr von Stechlin.“

„Nein, nicht die Konspirationsleidenschaft, ich nehm' es zurück; aber Sie haben dafür was andres, nämlich die Weltverbesserungsleidenschaft. Und das ist eine der größten, die es giebt. Und wenn solche zwei Weltverbesserer zusammen sind, da können Ner und Gzako warten, und da kann selbst ein warmes Frühstück warten. Sagt man noch Déjeuner à la fourchette?“

„Kann, Papa. Wie du weißt, es ist jetzt alles englisch.“

„Natürlich. Die Franzosen sind abgesetzt. Und ist auch recht gut, wiewohl unsere Vettern drüben erst recht nichts tungen. Selbst ist der Mann. Aber ich glaube, das Frühstück wartet.“

„Wirklich, es war so. Während die Herren zu zwei und zwei an der Buchsbaumwandung auf und ab schritten, hatte Engelste den Tisch arrangiert, an den jetzt Wirt und Gäste herantreten.“

Es war eine längliche Tafel, deren dem Kundell zugewandte Längseite man frei gelassen hatte, was allen einen Ueberblick über das hübsche Gartenbild gewährte. Dubslaw, das Arrangement musternd, nickte Engelste zu, zum Zeichen, daß er's getroffen habe. Dann aber nahm er die Mittelschüssel und sagte, während er sie Ner reichte: „Toujours perdris. Das heißt, es sind eigentlich Strammetsvögel, wie schon gestern abend. Aber wer weiß, wie Strammetsvögel auf französisch heißen? Ich wenigstens weiß es nicht. Und ich glaube, nicht einmal Tuschband wird uns helfen können.“

Ein allgemeines verlegenes Schweigen befühlte Dubslaws Bemerkung über französische Vokabelkenntnis.

„Wir kamen übrigens,“ fuhr dieser fort, „nicht vor Glosbow durch einen Dohrenstrich, überall hingen noch viele Strammetsvögel in den Schleifen, was mir auffiel und was ich doch, wie so vieles Gute, meinem alten Krippenhapfel zuschreiben muß. Es wäre doch 'ne Kleinigkeit für die Jungens, den Dohrenstrich auszufüllen. Aber so was kommt nicht vor. Was meinen Sie, Lorenzen?“

„Ich freue mich, daß es ist, wie es ist, und daß die Dohrenstriche nicht ausgeplündert werden. Aber ich glaube, Herr von Stechlin, Sie dürfen es Krippenhapfel nicht anrechnen.“

Dubslaw lachte herzlich. „Da haben wir wieder die alte Geschichte. Jeder Schulmeister schulmeister an seinem Pastor herum, und jeder Pastor pastort über seinen Schulmeister. Ewige Rivalität. Der natürliche Jug ist doch, daß die Jungens nehmen, wo sie kriegen können. Der Mensch ficht nie'n Halbe. Und wenn er's mit einemmal unterläßt, so muß das doch 'nen Grund haben.“

„Den hat es auch, Herr von Stechlin. Wofür einen andern. Was sollen sie mit 'nem Strammetsvogel machen? Für uns ist es eine Delikatess, für einen armen Menschen ist es gar nichts, knapp so viel wie'n Sperling.“

„Ach, Lorenzen, ich sehe schon, Sie liegen da wieder mit dem Patrimonium der Enterbten' im Anschlag; Sperling, das klingt ganz so. Aber so viel ist doch richtig, daß Krippenhapfel die Jungens brillant in Ordnung hält; wie ging das heute Schlag auf Schlag, als ich den kurzgeschornen Schwarzkopf nach Hebrdellin fragte, und wie stramm waren die Jungens und wie manierlich, als wir sie nach 'ner Stunde in Glosbow wiederfanden. Wie sie da so fidel spielten und doch voll Respekt in allem. Frei, aber nicht frech, das ist so mein Satz.“

Boldemar und Lorenzen, die nicht mit dabei gewesen waren, waren neugierig, auf welchen Vorgang sich all dies Lob des Alten bezöge.

„Was hat denn,“ fragte Boldemar, „die Glosbower Jungens mit einemmal zu so guter Reputation gebracht?“

„O, es war wirklich scharmant,“ sagte Gzako. „Wir waren noch in Halbe drin, als wir auch schon Stimmen, ganz wie Kommandornte, hörten, und im selben Augenblicke, wo wir auf einen freien, von Kofantien umstellten Nag hinaustraten — eigentlich war es wohl schon ein großer Fabrikhof — sahen wir uns wie mitten in einer Schlacht. Auf unserer Seite

stand die bis dahin augenscheinlich siegreiche Truppe, deren weiterer Angriff aber wegen der guten Deckung, die sich der Gegner zu geben gewußt hatte, mit einemmal stoppte, was kaum zu verwundern war, denn eben diese gute Deckung bestand aus wohl tausend, ein großes starre bildenden Glasballons, hinter die sich die geschlagene Partei wie hinter eine Paritade zurückgezogen hatte. Da standen sie nun und nahmen ein Feuergefecht auf, das von hüben und drüben mit den massenhaft umherliegenden Kofantien geführt wurde. Die meisten Schüsse gingen zu kurz und fielen flappernd wie Hagel auf die Ballons nieder. Ich hätte dem Spiel, ich weiß nicht wie lange, zusehn können. Als man unfer aber ansichtig wurde, hob alles unter Hurra und Mänschschwanken auseinander. Heberal sind Photographen. Aber wo sie hingehören, da fehlen sie. Genau so wie bei der Polizei.“

Dubslaw hatte schmunzelnd der Schilderung zugehört. „Hören Sie, Kapteinmann, Sie versteht es aber; Sie können mit 'nem Dufaten den Großen Sturzfürsten vergolden.“

„Ja,“ sagte Ner, „das hat unser Freund Gzako nicht anders; dreiviertel ist immer Dichtung.“

„Ich gebe mich auch nicht für einen Historiker aus und am wenigsten für einen korrekten Altmenchen.“

„Und dabei, lieber Gzako,“ nahm Dubslaw das Wort, „dabei bleiben Sie nur. Auf Ihr Spezielles! Und darin müssen Sie mir in meiner Lieblingsorte Bescheid thun, nicht in Romweim, den mein berühmter Weinständler das natürliche Getränk des norddeutschen Menschen genannt hat. Einer seiner mannigfachen Irrthümer; vielleicht der größte. Das natürliche Getränk des norddeutschen Menschen ist am Rhein und Main zu finden. Und am vorzüglichsten da, wo sich, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, beide vernähnen. Ungefähr von dieser Vernähnungsstelle kommt auch der hier.“ Und dabei wies er auf eine vor ihm stehende Vordienststafche.

„Sehen Sie, meine Herren (verfaßt sind mir alle langen Hälle), das hier, das nenn' ich eine gefüllte Form. Weist es nicht irgenbwo; Laßt mich diese Leute sehn, — oder so ähnlich. Da stinn' ich zu; ganz mein Fall. Ich bin für diese Stafchen.“ Und dabei stieß er wiederholt mit Gzako an. „Noch einmal, auf Ihr Wohl. Und auf Ihres, Herr von Ner. Und dann auf das Wohl meiner Glosbower, oder wenigstens meiner Glosbower Jungens, die sich nicht bloß um Hebrdellin kümmern und um Leipzig, sondern, wie wir gesehen haben, auch selber ihre Schlachten schlagen. Ich ärgere mich nur immer, wenn ich diese riesigen Ballons da sehe. Und da hinter dem ersten Fabrikhof (ich wollte Sie nur nicht weiter damit belästigen), da ist noch ein zweiter Hof, da sieht es noch viel schlimmer aus. Da stehen nämlich wahre Glasungeheuer, auch Ballons, aber mit langen Hals dran, und die heißen dann Retorten.“

„Aber Papa,“ sagte Boldemar, „daß du dich über die paar Retorten und Ballons nie beruhigen kannst. So lang ich nun denken kann, eiserst du dagegen. Es ist doch ein wahres Glück, daß so viel davon in die Welt geht und den armen Fabrikleuten einen guten Lohn sichert. So was wie Streif kommt ja hier gar nicht vor. In diesem Punkt ist untre Stechliner Segend doch wirklich noch ein Paradies.“ Lorenzen lachte.

„Ja, Lorenzen, Sie lachen. Aber eigentlich hat Boldemar doch recht, was — und Sie wissen auch, warum — nicht oft vorkommt. Es ist genau so, wie er sagt. Natürlich bleibt uns Gya und die Schlange; das ist uralte Erbschaft. Aber so viel noch von guter alter Zeit in dieser Welt zu finden ist, so viel findet sich hier, hier in untrer lieben alten Grafschaft. Und in dies Bild richtiger Gliederung, oder meinetwegen auch richtiger Unterordnung (denn ich erichrede vor solchen Worte nicht), in dieses Bild des Friedens paßt mir diese ganze Glosbower Retortengläsererei und Bläsererei nicht hinein. Und wenn ich nicht fürchten müßte, für einen Duerkopf gehalten zu werden, so hätt' ich bei hoher Behörde schon lange meine Vorschläge wegen dieser Retorten und Ballons eingereicht. Und natürlich gegen beide. Warum müssen es immer Ballons sein? Und wenn ichn Ballons, na, dann lieber solche wie diese hier. Die laß ich mir gefallen.“ Und dabei hob er die Vordienststafche.

„Wie diese,“ befühlte Gzako.

„Ja, Gzako, Sie sind ganz der Mann, meinen Papa in seiner Vordienststafche zu befühlen.“

„Vordienststafche,“ wiederholte der Alte. „Wenn ich so was höre. Ja, Boldemar, da glaubst du nun wieder wunder was Feines gesagt zu haben. Aber es ist doch bloß ein Wort. Und was bloß ein Wort ist, ist nie was Feines, auch wenn es so aussieht. Aber dunkle Gefühle, die sind fein. Und so gewiß die Vorstellung, die ich mit dieser lieben Stafche hier verbinde, für mich persönlich was Geleches hat . . . kann man Geleches sagen? . . . Lorenzen nickte zustimmend. „So gewiß hat die Vorstellung, die sich für mich an diese Glosbower Vordienststafchen knüpft, etwas Insuperatliches.“

„Aber Papa.“

„Still, unterbreich mich nicht, Boldemar. Denn ich komme jetzt eben an eine Berechnung, und bei Berechnungen darf man nicht gehört werden. Ueber hundert Jahre existiert nun schon diese Glasstafche. Und wenn ich nun so das jedesmalige Jahresprodukt mit hundert multipliziere, so redne ich mir alles in allem ganz gut eine Million heraus. Die schicken sie nun jahraus jahrein in die Welt, zunächst in andre Fabriken, und da beskillieren sie denn drauf los und allerhand schreckliches Zeug in diese grünen Ballons hinein: Salzsäure, Schwefelsäure, rauchende Salpetersäure. Das ist die schlimmste, die hat immer einen roteneln Rauch, der einem gleich die Lunge anstößt. Aber wenn einen der Rauch auch aufrieden läßt, jeder Tropfen brennt ein Loch in Leinwand oder in Tuch, oder in Leder, überhaupt in alles; alles wird angebraunt und angegäßt. Das ist das Zeichen untrer Zeit jetzt, angebraunt und angegäßt. Und wenn ich dann bedenke, daß meine Glosbower da mithun und ganz gemächlich die Werkzeuge liefern für die große Generalweltanbrennung, ja, hören Sie, meine Herren, das giebt mir immer einen Stich. Und ich muß Ihnen sagen, ich wollte, jeder kriegte lieber einen halben Morgen Land von Staats wegen und kaufte sich zu Oftern ein Ferkelchen, und zu Martini schlachtete sie ein Schwein und hätten den Winter über zwei Spießsteten, jeden Sonntag eine ordentliche Scheide, und alltags Kartoffeln und Grieben.“

„Aber Herr von Stechlin,“ lachte Lorenzen, „das ist ja die reine Rentlandtheorie. Das wollen ja die Sozialdemokraten auch.“

„Ach was, Lorenzen, mit Ihnen ist nicht zu reden . . . Ueberigens Proffit . . . Aber eigentlich verdienen Sie's nicht.“

Das Frühstück zog sich lange hin, und das dabei geführte Gespräch nahm ein paar mal einen Anlauf ins Politische hinein; Lorenzen aber, der kleine Schraubereien gern vermeiden wollte, wich jedesmal geschickt aus und kam lieber auf die Stechliner Kirche zu sprechen. Er war aber auch hier vorsichtig und beschränkte sich, unter Anlehnung an Tuschband, auf Architektonisches und Historisches, bis Dubslaw, sichtlich abrupt, ihn fragte: „Wissen Sie denn, Lorenzen, auf unserm Kirchboden Bescheid? Krippenhapfel hat mich erst heute wissen lassen, daß wir da zwei vergoldete Bischöfe mit Strammthal haben. Oder vielleicht sind es auch bloß Rechte.“ Lorenzen mußte nichts davon, weshalb ihm Dubslaw gutmüthig mit dem Finger drohte. So ging das Gespräch. Aber kurz vor zwei mußte denn allem ein Ende gemacht werden. Engelste kam und meldete, daß die Pferde da und die Mantelstafche bereits aufgeschmalt seien. Dubslaw ergriff sein Glas, um auf ein frohes Wiedersehn anzustößen. Dann erhob man sich.

Ner, bei Passierung der Kampe, trat noch einmal an die franke Aoe heran und versicherte, daß solche Klüte doch etwas eigentümlich Geheimnisvolles habe. Dubslaw hüete sich, zu widersprechen, und freute sich, daß der Besuch mit etwas für ihn so Erheiterndem abschloß.

Gleich danach ritt man ab. Als sie bei der Glasstafel vorbeikamen, wandten sich alle drei noch einmal zurück, und jeder läppte seine Mäße. Dann ging es, zwischen den Finglingen hin, auf die Dorfstraße hinaus, auf der eben eine sichtlich ramponiert aussehende Halbtschafte, das lederne Verbed zurückgeschlagen, an ihnen vorüberfuhr; die Sige leer.

Alles an dem Fuhrwerk lieb Ordnung und Sauberkeit vermischen; das eine Pferd war leblich gut, das andre schlecht, und zu dem neuen Kurreck des Fuhrers wollte der alte Hut, der wie ein fuchsiges Torffrad aussah, nicht recht passen.

„Das war ja Gundermanns Wagen.“

„So, so,“ sagte Gzako, „Auf den hält' ich beinah' geraten.“

„Ja, dieser Gundermann,“ lachte Woldemar. „Mein Vater wollt' Ihnen gestern gern etwas Grafenschaftliches vorzeigen, aber er vergriff sich. Gundermann auf Siebenmühlen ist so ziemlich unrechtste Nummer. Ich sehe, er hat Ihnen nicht recht gefallen.“

„Gott, gefallen, Stechlin, — was heißt gefallen? Eigentlich gefällt mir jeder oder auch keiner. Eine Dame hat mir mal gesagt, die langweiligen Leute wären schließlich gerade so gut wie die interessantesten, und es hat was für sich. Aber dieser Gundermann! In welchem Zwecke läßt er denn eigentlich seinen leeren Wagen in der Welt herumzufahren?“

„Ich bin dessen auch nicht sicher. Aber wahrscheinlich in Wahlangelegenheiten. Er persönlich wird irgendwo hängen geblieben sein, um Stimmen einzufangen. Unser alter draver Storischädel nämlich, der allgemein beliebt war, ist diesen Sommer gestorben, und da will nun Gundermann, der sich auf den Konfessionsfragen hin auspricht, aber feiner ist, im Trüben fischen. Er intrigiert. Ich habe das in einem Gespräch, das ich mit ihm hatte, ziemlich deutlich herausgehört, und Lorenzen hat es mir bestätigt.“

„Ich kann mir denken,“ sagte Ner, „dass gerade Lorenzen gegen ihn ist. Aber dieser Gundermann, für den ich weiter nichts übrig habe, hat doch wenigstens die richtigen Prinzipien.“

„Ach Ner, ich bitte Sie,“ sagte Gzako, „richtige Prinzipien! Gleichmaßlosigkeit hat er und die Medensarten. Dreimal habe ich ihn sagen hören: „Das wäre wieder Wasser auf die Mühlen der Sozialdemokratie.“ So was sagt kein anständiger Mensch mehr, und jedenfalls sagt er nicht hinzu: „dass er das Wasser abstellen wollte.“ Das ist ja eine schreckliche Wendung.“

Unter diesen Worten waren sie bis an den hochüberwölbten Teil der Askanienallee gekommen. Engelke, der gleich frühmorgens ein allerhöchstes Wetter in Aussicht gestellt hatte, hatte recht behalten; es war ein richtiger Oktobertag, klar und frisch und milde zugleich. Die Sonne fiel hier und da durch das noch ziemlich dicke Laub, und die Reiter freuten sich des Spieles der Schatten und Lichter. Aber noch ammutiger gestaltete sich das Bild, als sie bald danach in einen Seitenweg einmündeten, der sich durch eine flache, nur hier und da von Wasserlächen durchzogene Wiesenlandschaft hinschlängelte. Die großen Heiden und Forsten, die das eigentlich charakteristische dieses nordöstlichen Grafschaftswinkels bilden, traten an dieser Stelle weit zurück, und nur ein paar einzelne, wie vorgeschobene Couleissen wirkende Waldstreifen wurden sichtbar.

Alle drei hielten an, um das Bild auf sich wirken zu lassen; aber sie launten nicht recht dazu, weil sie, während sie sich umschauten, eines alten Mannes ansichtig wurden, der, nur durch einen flachen Graben von ihnen getrennt, auf einem Stück Wiese stand und das hochstehende Gras mähte. Jetzt erst sah auch er von seiner Arbeit auf und zog seine Mühe. Die Herren thaten ein Gleiches und schwantten, ob sie näher heranzutreten und eine Ansprache mit ihm haben sollten. Aber er schien das weder zu wünschen noch zu erwarten, und so ritten sie denn weiter.

„Mein Gott,“ sagte Ner, „das war ja Krippenstapel. Und hier draußen, so weit ab von seiner Schule. Wenn er nicht die Seehandsfelle mitge, die wie aus einer konfiskierten Schulmappe geschnitten ansah, gehabt hätte, hält' ich ihn nicht wieder erkannt.“

„Ja, er war es, und das mit der Schulmappe wird wohl zutreffen,“ sagte Woldemar. „Krippenstapel kann eben alles — der reine Robinson.“

„Ja, Stechlin, Sie sagen das so hin, als ob Sie's betiteln wollten. Eigentlich ist es doch aber was Großes, sich immer selber helfen zu können. Er wird wohl 'nen Sparren haben, zugegeben, aber Ihrem Lorenzen ist er doch um ein gut Stück überlegen. Schön weil er ein Original ist und ein

Gulengeficht hat. Gulengefichtsmenschen sind andern Menschen immer überlegen.“

„Aber Gzako, ich bitte Sie, das ist ja doch alles Unsinn. Und Sie wissen es auch. Trotzdem, Sie möchten dem armen Lorenzen was am Zeug fliden, bloß weil Sie herausfühlen: „das ist eine lautere Persönlichkeit.““

„Da thun Sie mir unrecht, Stechlin. Ganz und gar. Ich bin auch fürs Lautere, wenn ich nur persönlich nicht in Anspruch genommen werde.“

„Nun, davor sind Sie sicher, — vom Brombeerstrauch keine Trauben. Im übrigen muß ich hier abbrechen und Sie bitten, mich auf ein Weilchen entschuldigen zu wollen. Ich muß da nämlich nach dem Forsthaus hinüber, da drüben neben der Waldeck.“

„Aber Stechlin, was wollen Sie denn bei 'nem Förster?“

„Nein Förster. Es ist ein Oberförster, zu dem ich will, und zwar dertelbe, den Sie gestern abend bei meinem Papa gesehen haben. Oberförster Nagler, bürgerlich, aber doch beinah' schon historischer Name.“

„So, so; jedenfalls brillanter Willardspieler. Und doch, wenn Sie nicht ganz intim mit ihm sind, sind' ich diesen Abfischer übertrieben artig.“

„Sie hätten recht, Gzako, wenn es sich lediglich um Nagler handelte. Das ist aber nicht der Fall. Es handelt sich nicht um ihn, sondern um seine junge Frau.“

„A la bonne heure.“

„Ja, da sind Sie nun auch wieder auf einer falschen Fährte. So was kann nicht vorkommen, ganz abgesehen davon, daß mit Oberförstern immer schlecht klären pflegen ist; die blaten einen weg, man weiß nicht wie. Es handelt sich hier einfach um einen Teilnahmebesuch, um etwas, wenn Sie wollen, schön Menschliches. Frau Nagler erwartet nämlich.“

„Aber mein Gott, Stechlin, Ihre Worte werden immer rätselhafter. Sie können doch nicht bei jeder Oberförstersfrau, die erwartet, eine Visite machen wollen. Das wäre denn doch eine Neugierfrage, selbst wenn Sie sich auf Ihre Grafschaft hier beschränken wollten.“

„Es liegt alles ganz exceptionell. Nebrigens mach' ich es kurz mit meinem Besuch, und wenn Sie Schritt reiten, worum ich bitte, so hol' ich Sie bei Genshagen noch wieder ein. Von da bis Bug haben wir kaum noch eine Stunde, und wenn wir's forcieren wollen, keine halbe.“

Und während er noch so sprach, bog er rechts ein und ritt auf das Forsthaus zu.

Woldemar hatte die Mitte zwischen Ner und Gzako gehabt; jetzt ritten beide nebeneinander. Gzako war neugierig und hätte gern Freiz herangerufen, um dies und das über Nagler und Frau zu hören. Aber er sah ein, daß das nicht ging. So blieb ihm nichts als ein Meinungsaustrausch mit Ner.

„Sehn Sie,“ hob er an, „unser Freund Woldemar, traut er da nicht hin, wie wenn er dem Glück nachjagt? Glauben Sie mir, da steckt 'ne Geschichte dahinter. Er hat die Frau geliebt oder liebt sie noch. Und dies merkwürdige Interesse für den in Sicht befindlichen Erdenbürger. Nebrigens vielleicht ein Mädchen. Was meinen Sie dazu, Ner?“

„Ach Gzako, Sie wollen ja doch nur hören, was Ihrer eignen frivolten Natur entspricht. Sie haben keinen Glauben an reine Verhältnisse. Sehr mit Unrecht. Ich kann Ihnen versichern, es giebt dergleichen.“

„Nun ja, Sie, Ner, Sie, der sich Frühgottesdienste leistet. Aber Stechlin...“

„Stechlin ist auch eine sittliche Natur. Sittlichkeit ist ihm angeboren, und was er von Natur mitbrachte, das hat sein Regiment weiter ausgebildet.“

Gzako lachte. „Nun hören Sie, Ner, Regimente kenn' ich doch auch. Es giebt ihrer von allen Arten, aber Sittlichkeitsregimente kenn' ich noch nicht.“

„Es giebt's ihrer aber. Zum mindesten hat's ihrer immer gegeben, sogar solche mit Aske.“

„Nun ja, Cromwell, Puritaner. Aber long ago. Verzeihen Sie die abgedulde Phrase. Aber wenn sich's um so feine Dinge wie Aske handelt, muß man notwendig einen englischen Brocken einhalten. Sonst bleibt alles beim alten. Sie sind ein schlechter Menschkenner, Ner, wie alle

Konventikler. Die glauben immer, was sie wünschen. Und auch an ihrem Stechlin werden Sie mutmaßlich erfahren, wie falsch Sie gerechnet haben. Im übrigen kommt da ein Begleitzer. Lassen Sie uns nachsehen, wo wir eigentlich sind. Wir reiten so immer drauf los und wissen nicht mehr, ob links oder rechts.“

Ner war einfach für Weiterreiten, und das war auch das richtige. Denn keine halbe Stunde mehr, so holte Stechlin sie wieder ein. „Ich wußte, daß ich Sie noch vor Genshagen treffen würde. Die Frau Oberförsterin läßt sich übrigens den Herren empfehlen. Er war nicht da, was recht gut war.“

„Kann ich mir denken,“ sagte Gzako.

„Und was noch besser war, sie sah brillant aus. Eigentlich ist sie nicht häßlich, Blondine mit großen Bergähmeinmischungen und etwas spürhaftig; auch wohl nicht ganz gesund. Aber sonderbar, solche Damen, wenn was in Sicht steht, sehen immer besser aus als in natürlicher Verfassung, ein Zustand, der allerdings bei der Nagler kaum vorkommt. Sie ist noch nicht volle sechs Jahre verheiratet und erwartet mit nächstem das Siebente.“

„Das ist aber doch unerhört. Ich glaube, so was ist Scheidungsgrund.“

„Wir nicht betannt und auch, offen gestanden, sehr unwahrscheinlich. Nebenfalls wird es die Prinzessin nicht als Scheidungsgrund nehmen.“

„Die Prinzessin?“ fuhr Ner und Gzako a tempo heraus.

„Ja, die Prinzessin,“ wiederholte Woldemar. „Ich war all die Zeit über gespannt, was das für einen Eindruck auf Sie machen würde, weshalb ich mich auch gehütet habe, vorher mit Andeutungen zu kommen. Und es traf sich gut, daß mein Vater gestern abend nur so leicht drüber hinging, ich möchte beinah' sagen diktiert, was sonst nicht seine Sache ist.“

„Prinzessin,“ wiederholte Ner, „dem die Sache beinah' den Atem nahm. „Und aus einem regierenden Hause?“

„Ja, was heißt aus einem regierenden Hause? Regiert haben sie alle mal. Und soviel ich weiß, wird ihnen dies mal regiert haben' auch immer noch angerechnet, wenigstens sowie sich um Ehegeschickungen handelt. Um so großartig, wenn einzelne darauf verzichten und ohne Rücksicht auf Gebührligkeit sich aus reiner Liebe vermalmen. Ich sage, vermalmen, weil sich verheiraten etwas plebeje klingt. Frau Nagler ist eine Typo-Büchsenfein.“

„Eine Typo!“ sagte Ner. „Nicht zu glauben. Und erwartet wieder. Ich betenne, daß mich das am meisten stört. Diese Ausgiebigkeit, ich finde kein andres Wort, oder richtiger, ich will kein andres finden, ist doch eigentlich das Bürgerlichste, was es giebt.“

„Zugegeben. Und so hat es die Prinzessin auch selber angefaßt. Aber das ist gerade das Große an der Sache; ja, so sonderbar es klingt, das Ideale.“

„Stechlin. Sie können nicht verlangen, daß man das so ohne weiteres versteht. Ein halb Duzend Bälge, wo steckt da das Ideale?“

„Doch, Ner, doch. Die Prinzessin selbst, und das ist das Nüchternste von der Sache, hat sich darüber ganz direkt ausgesprochen. Und zwar zu meinem Asten. Sie sieht ihn öfter und möchte ihn, glaub' ich, bekehren, — sie ist nämlich von der strengen Achtung und hält sich auch zu Superintendent Koseleger, unfrem Papst hier. Und kurz und gut, sie macht meinem Papa beinah' den Hof und erklärt ihn für einen perfekten Cavalier, wobei Nagler immer ein etwas süßfaures Gesicht macht, aber natürlich nicht widerspricht.“

„Und wie kam sie nur dazu, Ihrem Papa gerade Konfessions in einer so delikaten Sache zu machen?“

„Das war voriges Jahr, genau um diese Zeit, als sie auch mal wieder erwartete. Da war mein Vater drüben und sprach, als das durch die Situation gegebene Thema berührt wurde, halb diplomatisch, halb humoristisch von der Königin Luise, hauptsächlich deren der alte Heim, der berühmte Arzt, als auch da das Siebente geboren werden sollte, von der Notwendigkeit der Bräde gesprochen hatte.“

„Bisken stark,“ sagte Ner. „Ganz im alten Heim-Stil. Aber freilich Königinen lassen sich viel gefallen. Und wie nahm die Prinzessin es auf?“

„O, sie war reißend, lachte, war weder verlegen noch verstimmt, sondern nahm meines Vaters Hand



Stülfmorgen zur Heilzeit im Reichswalde.

Nach einem Skizzen von Ch. Reuber, im Bild von Carl Wilhelm Dürer'st. Maler in Berlin.

so zutraulich, wie wenn sie seine Tochter gewesen wäre. „Ja, lieber Herr von Stechlin,“ sagte sie, „wer A sagt, der muß auch B sagen. Wenn ich diesen Segen durchaus nicht wollte, dann müßt ich einen Durchschnittsprinzen heiraten, — dann hätte ich vielleicht das, was der alte Hetum empfehlen zu müssen glaubte. Statt dessen nahm ich aber meinen guten Kasper. Herrlicher Mann. Sie kennen ihn und wissen, er hat die schöne Einfachheit aller stattlichen Männer, und seine Fähigkeiten, soweit sich überhaupt davon sprechen läßt, haben etwas Einseitiges. Als ich ihn deshalb heiratete, war ich ganz von dem einen Gedanken erfüllt, alles Prinzessliche von mir abzustreifen und nichts bestehen zu lassen, woraus Nebelwolkende hätten herleiten können: „Ah, sie will eine Prinzessin sein.“ Ich entschloß mich also für das Witgerliche, und zwar „voll und ganz“, wie man jetzt, glaub ich, sagt. Und was dann kam, nun, das war einfach die natürliche Konsequenz.“

„Großartig!“ sagte Ner. „Ich entschlüge mich nach solchen Mitteilungen jeder weiteren Opposition. Welch ein Maß von Entsigung! Denn auch im Nichtensagen kann ein Entgegen liegen. Anbauender Opferung eines Inneren und Höchsten.“

„Unglaublich!“ lachte Gzato. „Ner, Ner. Ich hab' Ihnen da schon vorhin alle Menschenkenntnis abgepredigt. Aber hier übertrumpfen Sie sich doch selbst. Wer Konventikel leitet, der sollte doch wenigstens die Weiber kennen. Stechlin sagte, sie sei sympathisch und habe Vergnügen in den Augen. Und nun sehen Sie sich den Kasper an. Beinaß sechs Fuß und rotblond und das Eiserne Kreuz.“

„Gzato, Sie sind mal wieder frohd. Aber man darf es mit Ihnen so genau nicht nehmen. Das ist das Slavische, was in Ihnen nachspürt; latente Sinnlichkeit.“

„Ja, sehr latent; durchaus vergrabener Schatz. Und ich wollte wohl, daß ich in die Lage käme, besser damit wachern zu können. Aber...“

So ging das Gespräch noch eine gute Weile.

Die große Gasse, darauf ihr Weg inzwischen wieder eingemündet war, stieg allmählich an, und als man den Höhepunkt dieser Steigung erreicht hatte, lag das Kloster samt seinem gleichnamigen Städtchen in verhältnismäßiger Nähe vor ihnen. Auf ihrem Schritte hatten Ner und Gzato so wenig davon zu Gesicht bekommen, daß ein gewisses Betroffenheit über die Schönheit des sich ihnen jetzt darbietenden Landschafts- und Architekturbildes kaum ausbleiben konnte. Gzato besonders war ganz aus dem Häuschen, aber auch Ner blieb nicht zurück. „Die große Feldsteingiebelwand,“ sagte er, „so gewagt im allgemeinen bestimmte Zeitangaben sind, möcht ich auf 1375, also Landbuch Kaiser Karls IV., setzen dürfen.“

„Wohl möglich,“ lachte Woldemar. „Es giebt nämlich Zahlen, die nicht gut widerlegt werden können.“

Ner hörte drüber hin, weil er in seinem Geiste mal wieder einer allgemeineren und höheren Auffassung der Dinge zustrebte. „Ja, meine Herrn,“ hob er an, „das geschmähete Mittelalter. Da verstand man's. Ich wage den Ausdruck, den ich übrigens nicht einem Kunsthandbuch entnehme, sondern der langsam in mir herangereift ist: „Die Frage geht über die Stilfrage.“ Jetzt wählt man immer die höchsten Stelle. Das Mittelalter hatte noch keine Brillen, aber man sah besser.“

„Gewiß,“ sagte Gzato. „Aber das mit den Brillen, Ner, ist nichts für Sie. Wer mit seinem Monocle so viel operiert...“

Das Gespräch kam nicht weiter, weil in eben diesem Augenblicke mächtige Turmurchläge vom Städtchen Weg her herüberklangen. Man hielt an, und jeder zählte. „Vier.“ Staun aber hatte die Uhr angeschlagen, so begann eine zweite und that auch ihre vier Schläge.

„Das ist die Klosteruhr,“ sagte Gzato.

„Warum?“

„Weil sie nachschlägt; alle Klosteruhren gehen nach. Natürlich. Aber wie dem auch sei, Freund Woldemar hat uns, glaub ich, für vier Uhr angemeldet, und so werden wir uns eilen müssen.“

VII.

Alle setzten sich wieder in Trab, auch Friz, der dabei näher an die vorausreitenden Herren herankam. Das Gespräch schwieg ganz, weil jeder in Erwartung der kommenden Dinge war.

Die Gasse lief hier, auf eine gute Strecke, zwischen Pappeln hin, als man aber bis in unmittelbare Nähe von Kloster Bug gekommen war, hörten diese Pappeln auf, und der sich mehr und mehr verschmalende Weg wurde zu beiden Seiten von Feldsteinmauern eingefahrt, über die man alsbald in die verschiedensten Gartenanlagen mit Büschen- und Blumenbeeten und Obstbäumen dahinschauen konnte. Alle drei ließen jetzt die Pferde wieder in Schritt fallen. „Der Garten hier links,“ sagte Woldemar, „ist der Garten der Domina, meiner Tante Adelheid; etwas primitiv, aber wundervolles Obst. Und hier gleich rechts, da bauen die Stiftsdamen ihren Dill und ihren Meiran. Es sind aber nur ihrer vier, und wenn welche gestorben — aber sie sterben selten — so sind es noch weniger.“

Unter diesen orientierenden Mitteilungen des hier aus seinen Stabesjahren her Weg und Steg kennenden Woldemar waren alle durch eine Maueröffnung in einen großen Wirtschaftshof eingetreten, der häuslich so ziemlich jenseits enthielt, was hier, bis in die Tage des Dreißigjährigen Krieges hinein, der dann freilich alles zerstörte, mal Kloster Bug gewesen war. Vom Sattel aus ließ sich alles bequem überblicken. Das meiste, was sie sahen, waren vier durcheinander geworfene, von Baum und Strauch überwachsene Trümmermassen.

„Es erinnert mich an den Palatin,“ sagte Ner, „nur ins christlich Gotische transponiert.“

„Gewiß,“ beharrte Gzato lachend. „So weit ich urteilen kann, sehr ähnlich. Schade, daß Strippstapel nicht da ist. Oder Tuchband.“

Damit brach das Gespräch wieder ab.

In der That, wohin man sah, lagen Trümmermassen, in die, felsamlich genug, die Wohnungen der Klosterfrauen eingebaut waren, zunächst die größere der Domina, daneben die kleineren der vier Stiftsdamen, alles an der vorderen Langseite hin. Dieser gegenüber aber zog sich eine zweite, parallel laufende Trümmerlinie, darin die Stallgebäude, die Kammern und die Kollkammern untergebracht waren. Verblieben noch die zwei Schmalseiten, von denen die eine nichts als eine von Holunderbüschen übergrüne Mauer, die andre dagegen eine hochaufragende mächtige Giebelwand war, dieselbe, die man schon beim Anritt aus einiger Entfernung gesehen hatte. Sie stand da, wie bereit, alles unter ihrem beständig drohenden Niedersturz zu begraben, und nur das eine konnte wieder beruhigen, daß sich auf höchster Spitze der Wand ein Storchpaar eingenistet hatte. Störche, deren feines Vorgefühl immer weiß, ob etwas hält oder fällt, alles unter ihrem beständig drohenden Niedersturz zu begraben, und nur das eine konnte wieder beruhigen, daß sich auf höchster Spitze der Wand ein Storchpaar eingenistet hatte. Störche, deren feines Vorgefühl immer weiß, ob etwas hält oder fällt.

Von der Maueröffnung, durch die man eingetreten, bis an die in die Trümmer eingebauten Wohngebäude waren nur wenige Schritte, und als man davor hielt, erklärten alsbald die Domina selbst, um ihren Reffen und seine beiden Freunde zu begrüßen. Friz, der, wie überall, so auch hier Weisheit wachte, nahm die Pferde, um sie noch einem an der andern Seite gelegenen Stallgebäude hinüberzuführen, während Ner und Gzato nach kurzer Vorstellung in den von Schränken umstellten Flur eintraten.

„Ich habe dein Telegramm,“ sagte die Domina, „erst um ein Uhr erhalten. Es geht über Gransee, und der Bote muß weit laufen. Aber sie wollen ihm ein Rad antschaffen, solches wie jetzt überall Mode ist. Ich sage Rad, weil ich das fremde Wort, das so verschieden ausgesprochen wird, nicht leiden kann. Manche sagen „ci“, und manche sagen „sch“. Bildungspräventionen sind mir fremd, aber man will sich doch auch nicht bloßstellen.“

Eine Treppe führte bis in den ersten Stock hinauf, eigentlich war es nur eine Steige. Die Domina, nachdem sie die Herren bis an die unterste Stufe begleitet hatte, verabschiedete sich hier auf eine Weile. „Du wirst so gut sein, Woldemar, alles in deine Hand zu nehmen. Führe die Herren hinauf. Ich habe mir bedachtes Klostermahl auf fünf Uhr angedrönet; also noch eine gute halbe Stunde. Bis dahin, meine Herren.“

Oben war eine große Blättkammer zur Fremdenstube hergerichtet worden. Ein Waschisch mit Finkenstäpfeln und Strüßen in Kleinformat war aufgestellt worden, was in Erwägung der beinahe klimatischen Raumverhältnisse durchaus passend gewesen wäre, wenn nicht sechs an eben so vielen Thürhaken hängende Kleiderhändler das Ensemble wieder gestört hätten.

Ner, der sich — ihn drückten die Stiefel — auf kurze zehn Minuten nach einer kleinen Erleichterung lehnte, bediente sich eines eisernen Stiefelmedus, während Gzato sein Gesicht in einer der kleinen Walschüsseln begrub und beim Abreiben das feste Gewebe der Handtücher lobte.

„Sicherlich Eigengesinnig. Heberhand, Stechlin, das muß wahr sein, Ihre Tante hat so was; man merkt doch, daß sie das Regiment führt. Und wohl schon seit lange. Wenn ich recht gehört, ist sie älter als Ihr Papa.“

„O, viel; beinahe um zehn Jahre. Sie wird sechsundsechzig.“

„Ein respectables Alter. Und ich muß sagen, wohl konterviert.“

„Ja, man kann es beinahe sagen. Das ist eben der Vorzug solcher, die man „Schlanke“ nennt. Vollauf ein Euphemismus. Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren und die Zeit natürlich auch; sie kann nichts nehmen, wo sie nichts mehr findet. Aber ich denke — Ner thut mir übrigens leid, weil er wieder in seine Stiefel muß — wir geben uns jetzt nach unten und machen uns möglichst lebenswürdig bei der Tante. Sie wird uns wohl schon erwarten, um uns ihren Liebling vorzustellen.“

„Wer ist das?“

„Nun, das wechselt. Aber da es bloß vier sein können, so kommt jeder bald wieder an die Reihe. Während ich das letzte Mal hier war, war es ein Fräulein von Schmarzendorf. Und es ist leicht möglich, daß sie jetzt gerade wieder dran ist.“

„Eine nette Dame?“

„O ja. Ein Pummel.“

Und wie vorge schlagen, nach kurzem „Sichajustieren“ in der improvisierten Fremdenstube, kehrten alle drei Herren in Tante Adelheids Salon zurück, der niedrig und verblatt und etwas altmodisch war. Die Möbel, lauter Erbschaftsstücke, wirkten in dem niedrigen Raume beinahe grotesk, und die schwere Tischdecke, mit einer mächtigen, ziemlich modernen Kralamppe darauf, wirkte schlecht zu dem Zeitgebauer am Fenster und noch schlechter zu dem über einem kleinen Klavier hängenden Schlachtenbilde: „Adlig Wilhelm auf der Höhe von Pupa“. Trotzdem hatte dies stilllose Durcheinander etwas Anheimelndes. In dem primitiven Kamin — nur eine Steinplatte mit Rauchfang — war ein Holzfeuer angezündet; beide Fenster standen auf, waren aber durch schwere Gardinen so gut wie wieder geschlossen, und aus dem etwas schief über dem Sofa hängenden Quadratkpiel wuchsen drei Pfauenfedern heraus.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kapitel aus der Geschichte der Elektrotechnik.

Fast zu derselben Zeit, im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, als James Watt durch seine epochemachenden Erfindungen der Anwendung der Dampfmaschine zu industriellen Zwecken die Wege wies, vollzog sich in aller Stille ein Ereignis, dessen weltbewegende Bedeutung damals noch von niemand geahnt wurde: die Entdeckung des Galvanismus.

Es ist bekannt, wie der italienische Anatom Galvani bei Versuchen, die er an frischpräparierten Frohschendeln machte, ein eigentümliches Zucken derselben wahrnahm, als er sie an metallenen Nälen aufhing, und wie dann der Physiker Alessandro Volta dieser rätselhaften Erscheinung auf den Grund fand, indem es ihm gelang, vermittelst der nach ihm benannten „Voltaischen Säule“ einen elektrischen Strom zu erzeugen. Ehe aber aus diesen ersten Wahrnehmungen und Versuchen sich jene besondere Wissenschaft entwickelte, der es vorbehalten war, das Wesen der geheimnisvollen Naturkraft in allen ihren Eigentümlichkeiten zu ergründen und sie praktischen Zwecken nutzbar zu machen, war noch ein weiter und mühevoller Weg erster Forschung zurückzulegen. Erst nachdem 1819 der dänische Naturforscher Oersted die Ablenkung der Magnetnadel durch den galvanischen Strom, der französische Physiker Ampère den Zusammenhang des Magnetismus mit der Elektrizität und endlich der englische Naturforscher Faraday die elektrische Induktion entdeckt hatte, war die Grundlage gegeben, auf der sich allmählich der herrliche Bau wissenschaftlicher Erkenntnis und technischer Fortschritte erhob, der schließlich gekrönt wurde durch die epochemachende Entdeckung des dynamo-elektrischen Prinzips durch die Brüder Werner und Wilhelm Siemens. Jetzt erst fand die Elektrotechnik

ihre volle Entwicklung zu einer großen und neuen Industrie.)

Am 17. Januar 1867 legte Werner Siemens der Berliner Akademie der Wissenschaften die Entdeckung vor und wies an der von ihm konstruierten Dynamomaschine nach, daß durch die nach ihrem Prinzip erdennene Erzeugung elektrischer Kraft ohne Vermittlung permanenter Magnete die Technik ein Mittel erworben hätte, elektrische Ströme jeder gewöhnlichen Spannung und Stärke hervorzufragen. Es mag hier erwähnt werden, daß allerdings die eben bereits erwähnte Entdeckung der elektrischen Induktion den Gedanken nahegelegt hatte, den elektrischen Strom zur Erzeugung von Arbeitskraft zu benutzen. In, es gelang sogar schon 1838 dem in St. Petersburg lebenden deutschen Physiker Jakob, vermittelt eines elektromagnetischen Motors ein Boot auf der Neva in Bewegung zu setzen. Aber sowohl dieser wie andre ähnliche Versuche, die durch galvanische Batterien erzeugten Strom zur Kraftübertragung zu benutzen, konnte nur ein geringes praktisches Ergebnis haben. Sie scheiterten an der zu geringen Stärke des Stromes und an den bedeutenden Kosten, die größere Anlagen verursacht hätten. Erst durch die Anwendung des dynamo-elektrischen Prinzips war die Möglichkeit gegeben, den elektrischen Strom als Betriebskraft zur elektrischen Beleuchtung und zur Kraftübertragung zu verwenden. Seine Entdeckung aber hat den Ruf der genialen Erfinder und des von Werner Siemens begründeten Weltwesens Siemens & Halske, das in diesen Tagen den fünfzigsten Jahrestag seiner Begründung feiert, über die ganze Welt getragen.

Am 13. Dezember 1816 in Lenthe in Hannover geboren, besuchte Werner Siemens schon als junger Genosse eine ganz besondere Vorliebe für Mathematik und Naturwissenschaften. Seinen Wunsch, die Berliner Bau-Akademie zu beziehen, gestattete die Vermögenslage der Eltern nicht, deshalb entschloß er sich, Artillerie-Offizier zu werden. Durch den Besuch der Artillerie- und Ingenieurschule hoffte er, weitere Gelegenheit zum Studium seiner Lieblingswissenschaften zu finden. In dieser Hoffnung sollte er sich nicht täuschen. Er fand hier hinreichend Zeit und Gelegenheit, sich wissenschaftlich-technischen Studien hinzugeben, und bereits im Jahre 1842 trat er mit einer Erfindung hervor, die damals großes Aufsehen erregte: die galvanische Bergolung und Verflüchtigung. Dieses Ereignis bedeutete bereits einen entscheidenden Wendepunkt in Bezug auf die Gestaltung seiner zukünftigen Lebensrichtung. Werner Siemens wurde vom praktischen Militärdienst entbunden und zur Dienstleistung bei der Berliner Artilleriewerkstatt kommandiert. Sein schlichter Wunsch war damit erfüllt. Durch den Besuch der Vorlesungen an der Berliner Universität war er in Stand gesetzt, seine wissenschaftlichen Kenntnisse zu vervollständigen, während seine eifrige Beteiligung an den Verhandlungen der polytechnischen und physikalischen Gesellschaft seine technische Richtung besonders förderte. In dieser Zeit schloß sich ihm mehr und mehr die Ueberzeugung, daß naturwissenschaftliche Kenntnisse und wissenschaftliche Forschungsmethode derselben wären, die Technik zu einer noch nicht zu übersehenden Leistungsfähigkeit zu entwickeln. Nicht sollte ihm auch die Gelegenheit werden, diese seine Erkenntnis praktisch zu erproben.

Der prüfungsge Generalstab ließ damals Versuche anstellen über die Frage der Erzielbarkeit der optischen Telegraphie durch elektrische. Siemens, der sich an diesen Versuchen beteiligte, entdeckte an einem ihm vorliegenden Modell eines Wheatstone'schen Feigertelegraphen alsbald die Mängel im Konstruktionsprinzip des Apparates und konstruierte nach seinen Ideen einen Feigertelegraphen mit Selbstunterbrechung. Mit der technischen Ausführung beauftragte er den Mechaniker J. G. Halske, mit dem er in der physikalischen Gesellschaft bekannt geworden war. Als er hierauf zum Mitgliede der Kommission des Generalstabs für elektrische Telegraphie ernannt worden, übernahm er durch eine neue Schöpfung, die von seinem Geiste wiederum glänzendes Zeugnis ablegte. Es war die Entdeckung der damals auf dem Weltmarkte neu eingeführten Guttapercha als Isolator für unterirdische Leitungen. Er konstruierte eine Schraubendresse, durch die die erwärmte Guttapercha unter Anwendung hohen Druckes ohne Abstoß um den Kupferdraht gepreßt wurde, und nun erhielt er 1847 den Auftrag, mit seinen isolierten Drähten die erste unterirdische Telegraphenlinie von Berlin nach Großbeeren anzulegen. Hierbei benutzte sich sein System decaut, daß

die Frage als in glücklicher Weise gelöst betrachtet werden konnte. Heute noch werden die unterirdischen sowohl als die submarinen Kabel fast ausnahmslos in derselben Weise isoliert.

Werner Siemens' Entschluß, sich ganz der Entwicklung des Telegraphenwesens zu widmen, stand nummehr fest. Am 12. Oktober 1847 begründete er in Gemeinschaft mit dem oben genannten Mechaniker Halske in einem Hinterhause der Schönebergerstraße in Berlin die eigene Werkstätte, aus der bald das Weltabfließement Siemens & Halske hervorgehen sollte. Das junge Unternehmen klappte rasch auf und entwickelte sich in kurzer Zeit, dank dem Schöpfergenie Werner Siemens', das ihn befähigte, auf dem damals noch wenig erschlossenen Gebiete der elektrischen Telegraphie stets Neues zu erfinden, schon Vorhandenes aber in erfolgreicher Weise zu verbessern, zu einer bedeutenden Fabrik. Die geschickte Hand Halskes und dessen verständnisvolles Eingehen auf die genialen Theorien des erfindungsreichen Freundes leisteten hierbei wesentliche Dienste. Inzwischen war Werner Siemens der Bau der ersten großen europäischen Telegraphenlinie Berlin-Frankfurt a. M. und bald darauf derselbe der Linie Berlin-Rhein-Verdres übertragen worden, bei welsch letzterer sich erstmalig eine Hufschleppung durch die Erde und den Rhein mit bestem Erfolg durchgeführt wurde. Nummehr dehnten sich die Geschäftsverbindungen der Firma weit über Deutschlands Grenzen aus. Die umfangreichen Aufträge zur Lieferung elektrischer Apparate und zur Leitung verschiedener Telegraphenlinien, die der Firma wegen der russischen Regierung erteilt wurden, machten die Errichtung einer Zweigniederlassung in St. Petersburg erforderlich, während gleichzeitig unter der Leitung von Werner's genialen

elektrische Kraft auf der langen atlantischen Linie schnell und sicher wirkt. Werner Siemens wurde 1860 in Anerkennung seiner hervorragenden Leistungen von der Berliner Universität zum Doktor honoris causa promoviert, vierzehn Jahre später von der Akademie der Wissenschaften zum ordentlichen Mitglied erwählt.

Mächtig emporblühte sich die Firma, als nach der Erfindung des dynamo-elektrischen Prinzips das eigentliche Zeitalter der Elektrizität begann. Gerade in jener Zeit aber zog sich Halske in das Privatleben zurück, und Werner Siemens übernahm die Fabrik auf alleinige Rechnung. Die neuesten Erfindungen der elektrotechnischen Wissenschaft; die Einführung des elektrischen Lichtes, die in ihrer heute erreichten Vollkommenheit erst durch die Lösung des Problems der Leuchtbarkeit des elektrischen Lichts durch den ehemaligen Oberingenieur der Firma Siemens & Halske, v. Söner-Altonen, ermöglicht wurde, die elektrischen Bahnen, die der Begründer des Hauses im Jahre 1879 bei Gelegenheit der Berliner Gewerbe-Ausstellung zum erstenmal vorführte, diese und zahlreiche andre Erfindungen der letzten Jahrzehnte, die eine vollständige Umwälzung des Verkehrswezens herbeiführen werden, sind, und deren Einfluß auf die Gestaltung unserer sozialen Verhältnisse unvorstellbar zu Tage tritt, sind in der Geschichte unserer Zeit unvergänglich eingetrogen. Auf allen Gebieten der Elektrotechnik ist aber die Firma Siemens & Halske stets bahnbrechend vorangekritten. Für und ihren genialen Begründer verdankt Deutschland die führende Stellung, die ihm in dieser großen Zeit wissenschaftlich-technischen Fortschritts zugefallen ist.

Dr. Werner v. Siemens, der bei der Thronbesteigung Kaiser Friedrichs durch Verechtung des erbliehen Adels gehört wurde, schloß die Augen am 6. Dezember 1892. Seine Werke haben den Namen Siemens die Unsterblichkeit verdient; aber den vielverzweigten Werstätten seiner Firma in Berlin und Charlottenburg, in denen viele Tausend Hände und Hunderte von Maschinen beschäftigt sind, ist der Geist ihres unvergänglichen Begründers ausgebreitet und wirkt fort und fort gegenwärtig auf die Weiterentwicklung des zu Kielgenosse emporgewachsenen Unternehmens und auf die Werke seiner Nachfolger.

Dr. M. Richter.

Aus der Jugendzeit der deutschen Kaiserin.

von Paul Lindenberg.

(Siehe die Abbildungen Seite 64 und 65.)

In Glätschburg war es, bei dem vor mehreren Jahren veranhaltenen Festmahle der Stände der Provinz Schleswig-Holstein, daß auf einen Trinkspruch des Landtagsmarschalls der Kaiser in tief empfundenen Worten seiner Gemahlin gedachte und mit erhebener Stimme sie, die an seiner Seite saß, rief: „Das Land, das mich mit dieser Provinz verbindet und dieselbe vor allen andern Provinzen meines Reiches an mich fetzt, das ist der Edelstein, der an meiner Seite glänzt, Ihre Majestät die Kaiserin. Dem heiligen Lande entprossen, das Sinnbild sämtlicher Tugenden einer gemainlichen Fürstin, danke ich es ihr, wenn ich im Stande bin, die schweren Mächten meines Vateres mit dem freudigen Geiste zu führen und ihnen erhaltend, wie ich es vermag.“ Aus tiefstem Herzen gesprochen, wendeten diese Worte in allen deutschen Herzen den mächtigsten Wiederhall, denn die Kaiserin Auguste Viktoria hat es verstanden, sich überall Liebe und Verehrung zu erwerben, und man betrachtet sie als die Verkörperung der Tugenden einer echten deutschen Frau. Liebendürftige Schlichtheit, mit anmutternder Würde gepaart, innige Güte zu hoch und gering, zu alt und jung, anrichtiges Mitgefühl mit den Sorgen und Leiden der Bediensteten, reger Sinn für alles Schöne und Edle und die Ueberzeugung, daß die Kraft des deutschen Volkes im ersten und rechten deutschen Familienleben wachse, das tritt uns wohlthunend im Charakter der Kaiserin entgegen. Wir können sie uns kaum vorstellen ohne die freundliche Sorgfalt für die Ähren, für den Gemahl und die Kinder, ohne förderndes Thun und anregendes Handeln, ohne den Rahmen eines großen und hegenbringenden Wirkungskreises; gern, dessen wir überzogen, vermischt sie den äußeren Glanz ihrer hohen Stellung, und sie, die liebevolle Gattin und zärtliche Mutter, hat nie den Ehrgeiz gehabt, in irgend einer Weise sich in die Politik zu mischen; im stillen will sie Segen stiften und ist befreit, dem ganzen Volke ein leuchtendes Vorbild zu sein.

Das schönste Vorbild hatte die Kaiserin von frühesten Jugend an durch ihr edles Elternpaar, den Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg und dessen Gemahlin, die Prinzessin Adelheid von Dänemark-Lauenburg. Beide waren sich in zärtlicher Liebe zugehen und fanden ihr höchstes Glück in der hingebenden Erziehung ihrer Kinder, vier Töchter, von denen die Kaiserin die älteste ist — und eines Sohnes, des jetzigen



Das neue Schloß in Potsdam.

Bruder, Wilhelm Siemens, der nach England ausgewandert war, eine Vertretung in London eingerichtet wurde, die später unter der Firma Siemens Brothers & Co. zu großer Bedeutung gelangte. Hatte durch ihre bisherigen Arbeiten die Firma Siemens & Halske schon großen Einfluß auf die Entwicklung des Telegraphenwesens ausgeübt, so trat nun eine Periode ein, die wohl eines der interessantesten Kapitel in der Geschichte der Elektrotechnik bildet: die der Lieke-Kabellegungen. Den Anfang machte die von der russischen Regierung in Auftrag gegebene Kronkabel Linie, durch die zugleich die erste brauchbare und dauernd betriebsfähige submarine Kabellinie hergestellt wurde. Von da an traten namentlich an das Londoner Haus eine Reihe von Aufgaben heran, deren erfolgreiche Durchführung nur der eifernen Energie der beiden Brüder Siemens möglich war. Es begann mit der Leitung der elektrischen Einrichtungen für die Linie zwischen Cagliari und Roma in Algerien und dem Auftrag, die elektrischen Leitungen bei und nach der Legung zu übernehmen: die Area der submarinen Kabel, die den Brüdern Siemens wiederum reichliche Gelegenheit verschaffte, glänzende Proben ihrer alles überwindenden Begabung abzulegen, den Ruf der Firma Siemens & Halske aber bis in die fernsten Weltteile trug. Der uns zur Verfügung stehende Raum gestattet leider ein längeres Verweilen bei diesem Kapitel nicht. Wir müssen uns auf die Erwähnung der Thatfache beschränken, daß das Londoner Haus bald die Ausführung großer Kabelanlagen selbst übernahm und damit der bereits entstandenen Kabelrinne, der die submarine Telegraphie zu monopolisieren gedachte, durchbrach. Durch Werner Siemens aber wurde die Technik um weitere zwei Meilen für die submarine Telegraphie hochwichtige Erfindungen bereichert: den Induktions-Schreibtelegraphen und den elektrischen Kondensator, dem es allein zuzuschreiben ist, daß die

Der Wunsch, daß die Siemens eine Familie von erfindenden Genies bilden, macht es schwer, sich genau den Anteil an den einzelnen Erfindungen vorzustellen, die mit den vier legitimen Brüdern — Werner, Wilhelm, Carl und Gustav — verbunden. Sie haben einander zu sehr eines andern aufgenommen und untereinander, und so ist es nicht möglich, jeden einzelnen das auf seinen Teil an der gemeinsamen Arbeit zuzuschreiben. Es gibt das um so schwerer, als jeder der Brüder gewiß eine erfolgreiche Erfindung aber als das Verdienst eines seiner Mitarbeiter als sein eigenes hingesehen.

Quartier der Linie, Herzogs Ernst Günther. Als dem
herzoglichen Paare nach zweijähriger Ehe am 22. Oktober
1858 die erste Tochter geboren ward, hatte der junge
Gatte, der damalige Erbprinz Friedrich schon manche

Fahren geübt und hatte an
den wechselvollen Schicksalen
des Feldzuges als Offizier im
Generalkorps thätigen Anteil



Herzog Christian August zu Schleswig-Holstein, Großvater der deutschen Kaiserin.

herbe Lebenserfahrung hinter sich. Als sich im viel-
verehenden Frühling von 1848 Schleswig-Holstein gegen
die dänische Herrschaft erhoben hatte, war der noch nicht
zwanzigjährige Prinz voll flammender Begeisterung zu den

hörte zu den hervorragenden politischen Männern jener
Zeit und zeichnete sich durch treffliche Charaktereigenschaften
aus; den schönen Künsten, der Wissenschaft und Literatur
brachte er reges Interesse entgegen; eine von ihm geleitete



Früheres Schloss in Veitshau.



Das Veitshaus in Veitshau.

genommen.
Der betrübende
Ausgang des
Krieges ist be-
kannt; Deutsch-
land ließ die
Herzogtümer
im Stich, und
die herzogliche
Familie mußte
in die Verban-
nung ziehen.
Erbprinz Fried-
rich wandte sich
nach Venedig, um
einige Jahre
seiner Studien
zu leben, doch
blieb er stets in
enger Verbin-
dung mit dem
Vaterlande.
Sein Vater, der
Herzog Chris-
tian August,
erwarb die Ver-
sicherung Veit-
shaus in Schle-
sien und ließ
sich dort mit
seiner Familie
nieder. Er ge-

schichte eines Dantes und jener Schleswig-holsteinischen
Kämpfe hart nach der Veröffentlichung und dürfte, wenn
sie publiziert wird, manch Unfares und Falsches in neuer
und richtiger Beleuchtung erscheinen lassen.

Nach Vollendung seiner Pomeranien Studien trat der Erb-
prinz Friedrich, welcher die Lückigkeit der preussischen
Armee kennen gelernt hatte, in dieselbe ein, und zwar
in das erste Garderegiment zu Fuß; seine Freundschaft
mit dem späteren Kaiser Friedrich knüpfte sich noch enger.
Am 11. September 1858 vermaßte er sich mit der
Prinzessin Adelheid zu Hohenlohe-Langenburg und nahm
seinen Wohnsitz auf dem von ihm erworbenen Gute Tolzig
in Schlesien. Die Verbindung des prinziplichen Paares
war einer innigen Neigung entpfanden; beider Wesen paßte



Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein.

vorzüglich zu einander, sie harmonisierten in jeder Weise
und hatten die seltsame Gabe, Glück und Zufriedenheit um
sich zu verbreiten und sich überall Liebe zu erwerben.
Prinzessin Adelheid, von ihrem Namen jährlich „Adde“
genannt, war von lieblicher, gemüthlicher Schönheit und
von einer wahrhaft herzlichen Liebenswürdigkeit, welche
die hohe Frau, die mit ihrer jüngsten, noch unver-
mählten Tochter seit einer Reihe von Jahren in Dresden
weilt, noch heute auszeichnet. Erbprinz Friedrich war
von schlichter, ruhiger Natur; weniger vielleicht passio-
nierter Soldat, obwohl er während des Feldzuges manche
Proben von Tapferkeit gegeben und auch als Erbdomanz-
offizier trotz seiner Jugend auf das gewissenhafteste seine
Pflicht erfüllt hatte, widmete er sich mit Erfolg der Ver-
waltung seines Gutes und war stets bestrebt, die Lage
der Bewohner zu verbessern. Einen gütigeren Haus- und
Familienvater wie ihn konnte man sich kaum denken; von
edelmännlichem Charakter, ging er in der Liebe und Sorge für
die Seinen völlig auf, und als sich ein Sprohling nach
dem andern einstellte, da wäre kein Glück vollkommen ge-
wesen, wenn nicht die Politik in das freundliche und

befehlliche Leben zu Dolzig ihre finsternen Schatten
hineingeworfen hätte.

Aber ehe wir uns jenen Ereignissen zuwenden,
wollen wir noch zweier interessanter und wenig be-
kannter Thatsachen erwähnen. Die eine betrifft
dabei, daß die Mutter der deutschen Kaiserin leicht
— Kaiserin der Franzosen hätte werden können!
Als Prinz Napoleon die Krönungskandidatur angetreten
hätte und ihm der Staatsstreich gelungen war,
würde er nach einer europäischen Fürstentochter als
Lebensgefährtin, deren Namen und Stellung auch ihm
Glanz verschafft hätten. Zunächst dachte er an die



Kaiser und Kaiserin als Brautpaar.

im die Hand der Prinzessin Adelheid von Hohen-
lohe, Nichte der Königin Viktoria, für den Kaiser
Napoleon zu erbitten. Ich hatte diese Anfrage
kommen sehen und die Königin davon unterrichtet.
Und einige Tage später: „Die Königin begann von
der beabsichtigten Heirat ihrer Nichte zu sprechen.
Ihr prinzipieller Gesinnung hat einen darauf bezüg-
lichen Brief des Fürsten Hohenlohe gelesen, dessen
Hauptinhalt darin bestand, daß er viel Schwierig-
keiten hierbei sich erheben werde, und namentlich be-
tronte er die Verschiedenheit des religiösen Bekennt-
nisses und der Nationalität. Die Königin und
Prinz Albert sprachen ohne Leidenschaft von dem
Gegenstand, indem sie das Für und Wider er-
wogen... Die Königin machte dann noch eine
Anspielung auf das gewöhnliche Schicksal aller könig-
lichen und kaiserlichen Frauen in Frankreich seit 1789,
aber sie schien im Grunde dieser Verbindung doch



Kaiserin Auguste Viktoria.

Prinzessin Carola Waja aus dem einstigen schwedischen
Königsstamm, erhielt aber einen Koch, und die Prinzessin
vermählte sich bald danach mit dem damaligen Prinzen
Albert, dem heutigen König von Sachsen. Napoleon wurde
Kaiser, und seine Wahl fiel nun auf die Prinzessin Adel-
heid von Hohenlohe-Vangenburg, und zwar hoffte er durch
die Königin von England seinen Plan gefördert zu sehen.
So schreibt Lord Malmsbury in seinen Erinnerungen
unterm 13. Dezember 1852: „Balenski ist angekommen,



Prinz Friedrich von Schleswig-Holstein und seine Älteren
drei Töchter.



Kaiser Wilhelm in Jagdtrikot.

nicht abhold.“ Inwiefern bewarb sich Napoleon III. um
die Hand der Prinzessin, ist nicht vergeblich. Und noch
einmal bot sich Gelegenheit, daß die Prinzessin die Gemahlin
eines souveränen Fürsten hätte werden können, denn Anfangs
1863 bot man ihrem Gemahl, dem Erbprinzen Friedrich,
die griechische Krone an, er aber schlug sie aus, mit dem
Hinweis, daß er gegen sein Heimatland Pflichten zu er-
füllen habe.

Diese Pflichten sollten schon in dem gleichen Jahre
an ihn herantreten. Als die Kunde von dem Tode des
dänischen Königs Friedrich VII. nach Preußen kam,



Die Kaiserin im 12. Lebensjahre (rechts vom Reichthum).
1898 (Bd. 79).



Die Kaiserin im 5. Lebensjahre.



Die Kaiserin im 18. Lebensjahre.

unterzeichnete Herzog Christian August die Verzichtsurkunde zu Gunsten seines ältesten Sohnes, und dieser, der Erbprinz Friedrich, that die zunächst nötigen Schritte, um sein Recht auf die Krone und Herrschaft der Herzogtümer zu wahren. Es würde uns hier zu weit führen, auch nur in kürzesten Zügen die Geschichte jener Bestrebungen zu schildern, erwähnen wollen wir nur, daß der Erbprinz von seinem heiligen Recht überzeugt war, daß er sein Heimatland auf das glänzendste liebt, und daß ihn wähehlich nicht das Streben nach Glanz und Besitz leitete. „Was ich will“, sagte er bei den im November 1863 in Gotha gepflogenen Beratungen, „ist, die Herzogtümer von der dänischen Herrschaft zu befreien. Ich kann mir sehr wohl denken, daß meine Person in diesem abentheuerlichen Kampfe, dem ich entgegengehe, unmöglich wird. Für diesen Fall muß ich, um meinen Zweck besser zu erreichen, in der Lage sein, mein Recht an einen andern deutschen Fürsten cediren zu können.“ Sein Recht wurde in einer persönlichen Unterredung auch vom damaligen preussischen Ministerpräsidenten von Bismarck anerkannt, aber letzterer steuerte bereits das preussische Staatsschiff in den Wellen der groß-deutschen Politik und hätte lieber die Herzogtümer unter dänischer Herrschaft gesehen als unter der eines deutschen Fürsten, da er in dem ersten Falle sie bei dem bevorstehenden Entscheidungskampfe zwischen Nord und Süd an Preussen angliedern konnte, was im zweiten Falle unmöglich oder doch mit weit größeren Schwierigkeiten verbunden gewesen wäre.

Eine schwere Lebensperiode war für den Erbprinzen angebrochen, Hoffnung wechselte mit Entmutigung, Zuversicht mit Verzagen. „Mein Recht ist eure Rettung!“ so hatte der Erbprinz oder nummehrige Herzog Friedrich seinen Landesleuten zugesichert, und von seinem Recht wollte er nicht abgehen, obwohl man ihm goldene Bräuden zu einem Ausgleich baute oder ihn mit Drohungen einzuschüchtern suchte. Er und seine Ratgeber waren heuth bis zur letzten Faser ihres Seins, aber sie konnten die Ziele der Bismarckschen Politik unmöglich erraten, jene Ziele, die damals dem großen Kaiser wohl selbst noch nicht ganz fest vor Augen standen, denn, wie er dieses ja mehrfach betont, „kommt in der Politik alles oft ganz anders!“ Als deutlicher Fürst und als Ehrenmann durch und durch hat sich Herzog Friedrich in dem langwierigen Kampfe erwiesen, und mit voller Ueberzeugung konnte er nach Beendigung desselben schreiben: „Dah ohne mein Austritten die Herzogtümer nicht von Bismarck getrennt worden wären, das weiß ich, und es wird nicht gelingen, dieses Wort der Geschichte, das mir gehört, auszureißen.“

Dem herzoglichen Paare war am 22. Oktober 1858 in Dölsig das erste Töchterchen geboren worden, das in der Taufe am 30. November die Vornamen Auguste Wilhelmine Luise Hedora Jenny erhielt, und unter dessen Vaten sich der Prinzregent von Preußen mit seiner Gemahlin und Prinz Friedrich Wilhelm (der spätere Kaiser Friedrich) mit seiner Gemahlin befanden. Eine zweite Tochter, Prinzessin Karoline Mathilde (seit 1885 vermählt mit dem Herzog Friedrich Ferdinand von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg) folgte am 25. Januar 1860; ein Sohn, der jetzige Herzog Ernst Günther, am 11. August 1863; eine dritte Tochter, die Prinzessin Luise Sophie (seit 1889 mit dem Prinzen Friedrich Leopold von Preußen vermählt) am 3. April 1866; eine vierte, Prinzessin Hedora, am 3. Juli 1874. Ihre erste Jugend verlebte die deutsche Kaiserin in dem schlichten Gutshause von Dölsig, dann kam die kurze Kaiserin Periode, während deren die herzogliche Familie eine Villa in Dürerbrook benohnte, um hierauf nach Gotha überzusiedeln. Auch hier lebte der Herzog mit den Seinen in stiller Zurückgezogenheit; nur Theater und Konzerte wurden eifrig besucht, aber jede größere Gesellschaft vermieden. Wer zu dem herzoglichen Paare in Beziehungen trat, war entzückt von dem gütigen und bescheidenen Wesen desselben und von den lebenswürdigen Kindern, die die Eltern in einzelnen Fächern selbst unterrichteten, während für die mehr wissenschaftlichen Gegenstände die besten Lehrer angenommen waren. „Dem es vergönnt war, in dem fürstlichen Familienkreise zu verkehren, dem wird die Innigkeit und Reinheit, die dem ganzen Leben ihren Stempel aufdrückte, unvergessen bleiben. Fürstliche Sitte war dort mit bürgerlicher Einfachheit zu einem wohlthätigen Ideale vereint.“ So die Schilderung eines Bekannten der herzoglichen Familie.

Nach dem am 11. März 1869 erfolgten Tode des Herzogs Christian August, dessen Gemahlin kurz zuvor verschieden war, fiel die Herrschaft Primkenau an den Sohn, den Herzog Friedrich, der dorthin überiedelte. Primkenau, ein echtes und reines schlesisches Landstädtchen mit idyllischer Ruhe und wohlthätiger Einfachheit, sieht auf eine lange Geschichte zurück, denn es soll schon 1280 von Herzog Primislaus gegründet worden sein. Aber das lange Bestehen hat wenig zur Entwicklung des Ortes beigetragen, er zählt heute nur wenig mehr als zweitausend Einwohner und würde auch wohl jetzt noch weit vom Schienenstrange liegen, wenn nicht mit der Herrschaft Primkenau umfangreiche Günterwerke verbunden wären, die, vorzüglich verwaltet, eine reiche Production entfalten, die sich von Jahr zu Jahr vermehrt und stets neue Absatzquellen findet. Die Herrschaft umhüllt, mit dem später zugekauften Gute Cosel,

56 000 Morgen, also fast drei Quadratmeilen, und hiervon sind über 40 000 Morgen Wald; der um das Schloß sich ziehende Waldpark bedeckt allein 1000 Morgen.

Jenes Schloß, welches der Herzog Friedrich mit seiner Familie bezog, ist heute verschwunden, da sich der jetzige Besitzer, Herzog Ernst Günther, nach Plänen des Hofbaurats Jäne ein stattliches neues Schloß hat erbauen lassen, das in seinen prunkvollen Formen den Renaissancestil mit dem der deutschen Burgbauten glänzlich vereint; in großartiger Weise ist das Innere ausgestattet, angefüllt mit vielen kunstgewerblichen Meisterstücken alter Zeit, mit den Jagdtrophäen und Reise-Erinnerungen seines Besitzers, der manche Fahrten nach fremden Ländern unternommen hat und gern dem edeln Weidwerke obliegt. Weidweidener sah es freilich in dem alten Schloße aus, aber ungemein behaglich und wohlthätig; dicke Baumkronen rauschten in die Zimmer ihr traumliches Lied hinein. Verheißt in dem Park lag ein weinlaub- und epphuanranthes Schweizerbäumchen, und auf den klaren Wellen der nahen Spree traukelten sich zierliche Kähne, die zu abendlichen Ruderpartien benutz wurden. Diese liebliche Einmaligkeit und das Glück seiner Familie entschädigten den Herzog Friedrich für die bitteren Erfahrungen und Enttäuschungen der Vorjahre. Auf das angelegentlichste und liebevollste widmete sich das herzogliche Paar der Erziehung ihrer Kinder, die während und früh heranwuchsen und im innigen Verkehr mit der hohen Natur standen, der Geist und Körper am gesundesten erhielt. Aber das Lernen wurde darüber nicht vergessen; eine Engländerin, Miss Walker, wurde als Lehrerin, ein Kandidat der Theologie, Mühlenthal, als Lehrer berufen, und jeds bis acht Stunden umfaßte der tägliche Unterricht, dem häufig der Herzog und die Herzogin beimohnten. „Auf Geschichte und Religion wurde von den herzoglichen Eltern besonderer Wert gelegt“, berichtet der Prediger G. Coers. „Der Herzog verlangte, daß in der Religionsstunde seinen Kindern nicht Worte auf die Lippen gelegt, sondern Geist und Leben ins Herz gesenkt würden. Er verlangte, daß in der Geschichtsstunde jedes Wort vermieden werde, das von den Kindern als Richterpruch über die Völker und Fürsten ausgeht werden konnte. Den Finger Gottes sollen die Kinder in den Weisheiten der Völker erkennen, die Thaten der Menschen sollen stets milde beurteilt werden. Es war der ausdrückliche Befehl des Herzogs für den Geschichtsunterricht, durchaus keine Voreingenommenheit für oder gegen irgend einen Staat entstehen zu lassen, geschweige denn zu pflegen.“

Die Eltern gingen ganz in ihren Kindern auf; von lustigen Jubel hallte oft genug der Park wieder, und in fröhlichen Spielen tummelte sich nach der gemeinamen Abendmahlszeit alt und jung; häufig wurden längere Wagenfahrten durch das weite Weidwerk unternommen und dann an irgend einer schönen Stelle Halt gemacht, um im Grünen lauschige Ruhe zu pflegen. Von den Eltern waren die Vornamen der Kinder in päpstlicher Weise abgürzt worden, und natürlich nannten sich auch die Kleinen so untereinander; die älteste Tochter, Auguste Wilhelmine, wurde „Dona“, Karoline Mathilde „Galma“, Luise Sophie „Jaja“, Hedora „Nes“ und der Sohn Ernst Günther „Didi“ gerufen. Des Herzogs Zeit wurde viel in Anknäuel genommen durch die Ueberausicht seiner Gäter, die er nelsach, besonders durch Entwässerungen, verbesserte, wie er auch der Werdacht aufmerkamses Interesse zuwandte; in den Abendstunden, wenn die Kinder zur Ruhe waren, arbeitete er an einer Lebensbeschreibung seines Vaters, die, sollte sie einmal veröffentlicht werden, gleichfalls einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der schleswig-holsteinischen Erhebung bilden würde. Herzogin Adelheid führte schon früh ihre beiden ältesten Töchter an die Betten der Kranken und Sichen; die beiden Prinzessinnen reichten persönlich den Leidenden Ermüdungen dar und verbreiteten lichten Sonnenschein in den kleinen Stuben der Gästler und Arbeiter. Zu Eltern und Pfingsten ging es in der Küche des Schloßes hoch her; ganze Kuchenberge wurden an die Bedienung verteilt, aber die schönsten und erinnerungsvollsten Tage bildete auch hier wieder das Weihnachtsfest, denn schon modenklang vorher fertigten die Töchter allerhand hübsche Gaben an, die nicht andern Geschenken am heiligen Abend im Schloße unter den Lichtern des Christbaumes an die Primkenauer Jugend und die Armen des Städtchens von den Prinzessinnen verteilt wurden. War der Schnee geschmolzen, zerzumen die Gräbden der Leiche, auf denen man sich eifrig im Schlittschlittlauf geübt hatte, und sandte der Prinz seine lichten Vorboten voraus, so ging es mit freudigen Eifer an die Bestellung der Beete, von denen jedes Kind des Herzogsraates eines sein eigen nannte, und welsch frohe Besorgnung dann, wenn die ersten selbstgeernteten Erbbeeren den geliebten Eltern gebracht, das erste junge Gemüse in der Küche abgeliefert werden konnte! Auch in eignen Rockfanten verhielten sich die jungen Prinzessinnen, denn die Mutter hatte ihnen neben der Spielstube eine Küche einrichten lassen, in der eifrig gekocht, gebraten, gebadet wurde, und heller Jubel erkante, wenn die blondblonden kleinen Damen dieses oder jenen der zahlreichen Gäste des elterlichen Hauses etwas von ihren Kochkunstfertigkeiten darbieten durften und dafür ein Lob einheimsten.

Aber schöner als das lautgepöndete Lob waren jene

Segensworte, die den Prinzessinnen nicht zu Ohren drangen, und deren Echo man noch heute in der Primkenauer Gegend oft vernahmen kann. Zu entfernteren Dörfern rüderten häufig „Dona“ und „Galma“ ihre Schritte, um den Kranken tröstenden Wein und stärkende Speisen zu bringen. Als sie auf einem dieser Gänge ein altes Mütterchen mit einem schmerzlichen Schiefhalsen trafen, da zogen sie tapfer mit, bis die Alte vor ihrem Hause angelangt war, und ein andermal, als sie einen Dorfjungen weinend am Wege sitzend fanden und hörten, daß er sich einen Dorn in den Fuß getreten, da spielten sie die Samariterinnen, entfernten den Dorn, wuschen und verbanden die Wunde und führten den Kleinen nach Hause; als einst ein Kind spielend auf dem Fahrwege lag und in schnellem Trabe ein Wagen heranrollte, da sprang „Dona“, die spätere Kaiserin, flugs hinzu und rief im letzten Augenblick das Mädchen fort.

Einmal er füllte als sonst verlorf der Winter des Jahres 1870; Herzog Friedrich wollte im Fremdenlande, denn sobald die ersten Kriegsgewitter durch die deutschen Lande schwirren, war auch kein Entschluß gefaßt, als deutscher Fürst mit in den Kampf zu ziehen, und er schloß sich dem Hauptquartier des deutschen Kronprinzen an, mit welsch letztem ihn schon seit langem das trauliche „Di“ verbunden. Bei Sedan war er zugegen, wo das französische Kaiserthum getrimmet ward, und in Versailles gehörte er mit zu den Fürsten, die dem König Wilhelm als deutschen Kaiser zujubelten. Nicht umsonst waren seine schmerzlichen Opfer gebracht worden, die von Anfang an der sich mächtig vorbereitenden deutschen Einigung zu fatten gekommen. Im Frühjahr 1871 war Herzog Friedrich zu den Seinen zurückgekehrt; von den Aufregungen und Aufregungen des Feldzugs suchte er sich mit seiner Familie in Baden-Paden zu erholen, und bald nach ihrer Anknst stellte sich zu den herzoglichen Kindern ein neuer Spielmarab: Prinz Wilhelm von Preußen, der mit seinen Eltern hierhergekommen und der den Prinzessinnen kein Fremder war, da er schon einige Jahre zuvor sich in Reinsbergstrum mit „Dona“ und „Galma“ in frohem Spiel umhergetummelt hatte.

Fast Jahre später! Wieder ist der Frühling ins Land gezogen, und wieder trifft in der herzoglichen Familie, diesmal in Primkenau, die Meldung ein: „Prinz Wilhelm kommt!“ Zur Auerhahnjagd hat ihn Herzog Friedrich geladen, oder der weidmannssüchtige Prinz hätte wohl auch selbst angetragt, ob er kommen dürfe — doch ob nur die Jagdluft ihn nach dem stillen schlesischen Fürstentum gelte? Kurze Zeit vorher war ja die herzogliche Familie im Reuen Palais zum Besuche des franzprinzlichen Paares gewesen — und jellen es nicht dort schon oder gar früher bereits zwei treuerzige Naue Augen dem jugendlichen Höhenjollernsproßen angethan haben? Soll doch der Prinz schon am Tage nach seiner Primkenauer Anknst an seinen kaiserlichen Großvater hoffnungsfreudig telegraphiert haben: „Veni, vidi, vici!“ Nachdem er nach Potsdam zurückgekehrt war, traf wenige Tage später die schriftliche Besetzung um die Hand der Prinzessin Auguste Wilhelmine bei deren Eltern ein, und jedes Wort in derselben atmete ausdrückliche Hingebung. Denn mit der Politik, wie es so oft bei fürstlichen Ehen der Fall ist, hatte diese Verbindung nichts zu thun; sie war beiderseits eine innigste Herzengeneigung, dem reifen Liebesgefühl entsprossen. Falsch ist daher die immer wieder gelegentlich auftauchende Meinung, daß Kaiser Bismarck irgendwelche Anknung zu diesem Pande gegeben habe; er wurde erst vernünftigt, als sich der Prinz und die Prinzessin sowie die Eltern beider durchaus einig waren, und er hatte von politischen Standpunkte aus keinerlei Einwendungen gegen diese Verbindung, über die er, und das mag seinen Empfindungen völlig entsprechen haben, gekaufert haben soll: „Es ist der freudige Schlußakt eines konfliktreichen Dramas.“

Einzig und allein nur von dem Gefühl getrieben, das Glück seiner Tochter zu gründen, gab Herzog Friedrich seine Einwilligung; von Anfang an hatte er erklärt, daß seine offizielle Anknung mit der Krone absolut nichts mit dieser Herzengeneigung zu thun habe, und daß nicht beides doch noch vereint werden konnte, verheiratete ihm am 14. Januar 1880 in Wiesbaden erfolgter Lob, der weit über den Kreis seiner Familie hinaus schmerzlich empfunden wurde. In reiner Klarheit holtet kein Bild in den Herzen der Seinen, und tief bewegt sind die Worte, die Prinzessin Auguste Wilhelmine, die sich wegen der Trauer in aller Stille mit dem Prinzen Wilhelm in Gotha verlobt hatte und dann zum Besuche ihrer Verwandten nach England gefahren war, von dort aus an ihren Primkenauer Seelsoiger schrieb: „Ei, geliebter Herr Pastor, werden verstehen, wie gerade bei einem so freudigen Ereignisse ich meinen herrlichen, unvergesslichen Vater entbehre. Er, der meine kleinste Freude teilte, wie hatte er mein Glück geteilt! Aber er wachte, wie lieb wir uns hatten, und dies ist ein großer Trost für mich. Als leuchtendes Beispiel welsch das Leben meines Vaters mit stets vornehmten. Könnte ich ihm nur entfernt ähnlich werden!“

Und dort, wo der geliebte Vater begraben war, in dem Primkenauer Gutshause, da wohnte im Februar 1881 die Prinzessin „Dona“ im Kreise der Eltern dem letzten heimatlichen Gottesdienste vor ihrer Vermählung bei; sie

hatte, danach gefragt, um den Gehalt des „Jesu geh voran auf der Lebensbahn“ gebeten, als aber der ehrwürdige Geistliche sie darauf aufmerksam gemacht, daß in dem Kirchenbuche die Stelle vorkomme: „Soll's uns hart ergeln, laß uns feste stehn,“ und ob dieser Vers nicht lieber fortgelassen werden solle, da erwiderte sie: „Nein, der soll erst recht gelingen werden! Ich glaube durchaus nicht, daß ich in meinem neuen Stande immer auf Rosen wandeln werde. Doch habe ich einen Trost: Prinz Wilhelm denkt wie ich, und ich wie er. Wir haben uns vorgenommen, alles gemeinsam zu tragen, und so wird uns auch das Schwere leicht werden!“

Und leicht ist es ihr auch geworden, die Liebe eines ganzen Volkes zu erwerben, das ihr in treuer Verehrung zugethan ist und ihr bei der Wiederkehr ihres Geburtsfestes Glück und Segen in reichster Fülle wünscht.

Eine Künstlerfahrt nach Halb-Asien.

Humoristische Erzählung

von
Kurt Gæberg.

(Fortsetzung.)

Ob Frau Goldstein denken mochte, daß einer von uns Iffor für sie herbeiholen sollte? Jedenfalls blieb sie, wie eine Dampfmaschine Luft schöpfend, einige Minuten stehen, wo sie stand. Wir blieben ebenfalls stehen, stumm und fröhlich, und labten uns an ihrem gesunden Anblick.

Sie hatte einen nach dem andern von oben bis unten gemustert.

„Ach, Sie sind wohl die Künstler?“ schnarrte sie. Als ob sie eine Truppe mit Affentheater anredete. Meccerino fiel's gar nicht ein, zu antworten. Vielmehr bekam er einen roten Kopf. Er war an ganz andres Entgegenkommen gewöhnt.

Die Spaz suchte stumm die Mundwinkel.

„Ganz recht,“ erwiderte ich gutmütig.

Wieder mußten wir uns einen hochmütig herausfordernden Blick gefallen lassen.

Dann machte sie Schritt und rief mit einer Stimme, die die Postkanten von Jericho hätte erschren können, zur Thür hinaus:

„Herr Cohn! — Herr Cohn, ich will Sie sprechen!“

Es vergingen einige Augenblicke, dann stürzte Cohn herbei und zwar aus der Thür, durch welche Jeremias das Essen heringetragen hatte.

„Iffor,“ rief sie ihm mit Zeichen heftiger Aufregung entgegen, „die Glasphrya ist noch nicht zurück!“

„Was Sie sagen, Frau Goldstein!“

„Ist sie bei Ihnen?“

„Gott der Gerechte, was wird sie bei mir sein!“

„Haben Sie sie gesehen?“

„Gewiß hab' ich sie gesehen. Auf 'm Bahnhof hab' ich sie gesehen mit den Rosen, die Sie ihr haben gegeben.“

Die Goldstein fuhr auf Cohn los und, wahrhaftig, sie streckte ihm ihre Faust entgegen.

„Sie ist weg mit 'm Zug,“ rief sie mit der Wut der Ueberzeugung, „und Sie haben's gewußt!“

Er bewachte eine gewisse Haltung.

„Frau Goldstein, was sind Sie für e Ghammer!“

Wo wird die Glasphrya wegfahren mit 'm Zug —

„Mit 'm Stenszewicz, Gott der Gerechte, ich hab' keine Ruh, bis der Stenszewicz nicht weg ist! Keinen Augenblick laß ich sie mehr los!“

„Lassen Sie gut sein und regen Sie sich nicht auf.“ Die Glasphrya wird sein zu Hause. Gehen Sie nach Hause und sehen Sie nach —

Dabei schob und trieb er sie halb mit dem Arm, halb durch seine dringlichen Körperbewegungen nach der Thür.

„Nein, ich geh' nicht nach Hause. Ich kann nicht. Ich hab' keine Ruh. Ich werde hier warten, bis sie vorüber kommt.“

Wir war's, als zuckte über sein Gesicht ein leichter Schreck. Indessen sah er sich sofort.

„s wird mir 'ne Ehre sein. Bitte, treten Sie näher in die gute Stube. Hier hören Sie die Künstler.“

Wir starrten ihnen nach, als sie das Zimmer verließen. Was sollte das? Was bedeutete das?

„So 'n Halunke!“ murmelte Meccerino. „Der bläst auf zwei Fäden.“

„Et gar!“ staunte die Spaz.

„Bei der Goldstein spielt er den Freund, und der Glasphrya hilft er —“

„Et, sehen Sie, wie glatt Ihnen der Name über die Lippen fließt.“

„Zufall!“

Kaum war die Goldstein mit Cohn verschwunden, als sich wiederum die jenseitige Thür behutsam öffnete und Jeremias erschien, gefolgt von Glasphrya und einem schlanken, schönen jungen Manne, welcher der bessern Gesellschaft anzugehören schien.

„Sie müssen zuerst raus,“ wendete Jeremias sich mit verschämtem Augenzwinkern an letzteren.

„Damit die Leute Sie nicht aufkommen sehen!“

Er schlich auf den Zehen durchs Zimmer, so als ob die Goldstein in nächster Nähe schliefen und man ihr fürchterliches Erwachen umgehen wollte, öffnete vorsichtig die Thür, und der junge Mann eilte, einen flüchtigen Gruß zurücklassend, aus dem Zimmer.

„Drücken Sie sich rechts an die Häuser, damit sie Sie nicht sieht!“ zischelte der Pfiffige ihm nach.

Glasphrya — sie trug ein weiches, warmes Tuch über dem Arm — war ans Fenster getreten und hielt die Augen gekent. Es war, als ob sie sich vor uns des feinen Voranges schäme.

„Der Cousin!“ warf Jeremias uns erklärend zu. Sie schnellte das Haupt in den Nacken, obgleich sie uns den Rücken wendete.

„Darum sehen sie sich auch so ähnlich,“ bemerkte Meccerino ironisch.

„Auch ein Herr Goldstein?“ fragte sogleich die Spaz, aber ebenfalls nicht ohne Spott.

„Jetzt können Sie auch gehen,“ rüferte Jeremias dem Mädchen zu. „Drücken Sie sich rechts gegen die Häuser, damit sie Sie nicht sieht!“

Ohne Gruß eilte sie hinaus.

Jeremias schloß grinsend die Thür. Dann folgte er einem Wink Meccerinos.

„Sage mal, Meccerino,“ nahm dieser das Wort und zog den Halberwachsenen nah' zu sich heran, „was geht denn hier bei euch vor?“

„Einer kommt, und die andern gehen,“ antwortete Jeremias mit einer Promptheit, die staunenerregend war.

„Schafskopf,“ erwiderte Meccerino und schlug ihm leicht hinter die Ohren. Jener entsprang wie ein Kesschen, den man die Kette gelöst hat.

Iffor Cohn steckte den Kopf in die Thür, und als er nur uns in dem Zimmer gewahrte, kam er herein.

„Sind sie beide weg?“ fragte er den Jungen, der beständig nickte.

Er schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

„Gott du Gerechter, was hat sie nur gemacht für ein Geschrei um die Glasphrya. Haben Sie's nicht gehört? Eine wahre Seelenangst hat sie um die Glasphrya. Eine wahre Todesangst hat sie, daß sie dem Levison durch die Finger gehen könnte! Sie ist meckhunge.“

„Warum will man das Mädchen durchaus zu der Ehe mit diesem allgemein unbeliebten Herrn Levison —“

„Verhaßten Levison — sagen Sie ruhig, verhaßten; denn er ist verhaßt. Bei den meisten Leuten ist er verhaßt. Warum sie den Levison heiraten soll? Nu, erstens, weil er sie will. Zweitens, sagt der Levison auf 'm großen Vermögen. Ein junger Mann ist er nicht mehr. Wenn ich sage sechzig — na — neunundfünfzig, will ich sagen — da mach' ich ihn auch nicht um ein Jahr älter, als er ist. Wie lange wird er leben? Jehu, fünfzehn, zwanzig Jahr. Er kann auch bald sterben, wenn's das Schicksal will, heute — morgen, wie haßt! Nimmt sie 'n, so bekommt sie seine Millionen. Und stirbt sie kinderlos, so erbt die Joel-Goldstein. Das hat die Salche Goldstein schriftlich mit dem Levison abgemacht. In Breslau liegt der Kontrakt beim Rechtsanwalt Rosenthal. — Jeremias geh zur Goldstein und sag ihr, du wärst drüben gewesen und die Glasphrya wäre zu Hause.“

Jeremias schien ohne Schwierigkeiten aufzufassen. Er ging, bestellte, und nach wenigen Minuten dampfte Frau Goldstein aus dem Hause.

Cohn sah ihrem Fortgange mit unverkennbarer Befriedigung zu.

Plötzlich wandte er sich an Meccerino:

„Sie war sehr wütend, daß Sie ihr keine Staats- wüste maden wollen, Willibald. Sie hat gesagt, Iffor, hat sie gesagt, wenn der berühmte Meccerino mir nicht macht seinen Besuch, wie ich's beanspruchen kann als Erste von Kempen, gebe ich den Schlüssel zu meinem Flügel nicht raus.“

Meccerino lachte gezwungen auf.

„Das war noch besser!“

„Sie werden sehen. Gehen sie gütlich hin, sag' ich.“

„Da kennen Sie Meccerino schlecht. Wie einen Cirkusreisenden hat sie mich dorthin angeblasen. Der soll ich Besuch machen? Haha!“

„Aber ich muß den Flügel proben,“ sagte die Spaz.

„Und ich die Klafit prüfen,“ fügte Meccerino hinzu. „Nebrißgen, meine Herrschaften, bitte ich, nicht mehr mit mir zu sprechen. Meine Stimme will geschont sein. — Wo ist der Saal, Iffor?“

„Ach so, Sie wollen ihn sich ansehen! Kommen Sie.“

Er machte den Fremdenführer.

Die Konzerthalle, ein großer Raum mit sechs Spizenbogenfenstern, die auf die Straße hinaus- führten, besah eine Bühne, welche als Konzertpodium dienen mußte. Man konnte von der Bühne aus sogar die Straße und die gegenüberliegende Häuser- front beobachten, wenn man sich im Vordergrund befand.

Villa Levison, ebenfalls ein vornehmeres Gebäude als seine Nachbarn — es hatte einen leuchtend gelben Anstrich, Erdgeschos und Bel-Stage — wies bereits einladend auf den kunstgenuss des Abends hin. Da standen alle Fenster offen, und die über die Brüstungen hinübersehenden Stuhllehnen bewiesen, daß der Plaqueurkauf ein recht ergebnisses Geschäft gewesen sein mußte. In dem Dunkel des Hintergrundes bewegte sich eine kleine Gestalt.

„Da ist der Levison,“ sagte Cohn mit dem Ausdruck der Geschäftigkeit. „Der ist nicht gekommen, zu hören das Konzert; der ist nur gekommen, um sich zu weiden an der Glasphrya!“

Ein dämonisches Lächeln umspielte seinen Mund. Kein Funken Wärme darin. Dann spuckte er aus.

Die Spaz hatte sich mit Meccerinos Hilfe auf die Bühne geschwungen, eine etwas merkwürdige Auf- fahrt, die unter Gelächter und Geauletische vor sich ging und mich bewog, lieber den normalen Ausgang zu benutzen.

Der normale Ausgang war eng und dunkel. Iffor geleitete mich. Zuerst durch eine Seitenthür des Saales, die auf einen dunkeln Abgang führte, dann einige zwischen engem Bretterwerk sich windende Stufen aufwärts — dunkelte Nacht, ein Lichtschimmer durch ein rundes Lächeln. Cohn quetschte seinen Arm an mir vorbei, drückte auf einen Knopf — vor uns lag taghell die Bühne.

Die Spaz und Meccerino standen am Flügel. Er wollte sich totlagern, und sie hielt uns ihre zehn gelpreizten Finger degoutiert entgegen.

„Haben Sie denn mal als Schmalzstifte benutzt?“ fragte Meccerino.

Cohn wischte mit der gekrümmten Hand über die glänzende Fläche, die thatsächlich von Fett triefte, und murmelte: „n bishen viel!“

„Na, aber 'n bishen sehr viel. Was haben Sie denn damit gemacht? Man wird zum Fettsack, wenn man sich nur dran fröh't.“

Iffor warf sich in die Brust.

„Ich hab' ihn abreiben lassen mit Del.“

„Et gar!“ rief die Spaz. „Mein Outster, warum denn das?“

„Da ist er geworden wie neu. Wie neu!“

Mit einem Blick unnüthigen Stolzes umfahnte er den Flügel, den die Spaz voll Entsetzen anstarrte.

„Ja — ist er denn nicht neu?“ fragte sie end- lich. Sie war gewöhnt, in Konzerten nur tau- frische Instrumente zu benutzen.

„Nu — so ganz neu ist er nicht,“ entgegnete Cohn, mit einem Gesicht, als hielte er einen neuen Flügel überhaupt für eine Veleibigung. „Es ist doch der Flügel von der Goldstein, den der Levison vor drei Jahren gekauft hat auf der Auktion.“

„Wenn das nur kein ausgeleiertes Kof ist,“ murmelte die Spaz düster und wollte öffnen. Aber der Deckel widerstand. Sie trat zurück. „Bitte, schließen Sie auf, Herr Cohn.“



Engpaß bei Sinkerühn. Nach dem Gemälde von Karl Ludwig.

Photographie-Verlag von Franz Costanzel in München.



Toriffute in der Compagna. Nach dem Gemälde von J. Bergamini.

Copyright 1904 by Ernst Brachmann, München.

Cohn sagte.
„Ich — aufschließen? Wie kann ich aufschließen, wo ich den Schlüssel nicht hab!“

„Dann beschaffen Sie ihn, bitte. — Aber rasch, rasch!“ legte sie beschleunigt hinzu. Wenn's ihre Kunst galt, hörte der Spatz bei ihr auf. „Ich muß das Instrument probieren.“

„Dann ich nicht beschaffen. Wenn Herr Meccerino ihr keine Visite macht, giebt sie den Schlüssel nicht raus.“

Meccerino that, als ginge ihn das Konzert gar nichts an. Er wandelte mit seiner schonungsbedürftigen Kehle schweigend durch Thallens heil'ge Hallen, die im Tagesgraten einen so nächsten Eindruck machten, daß einen fröheln konnte. Die Stricke, die vom Schmirboden herabhängten, schienen nur zum Aufhängen lebensmüder Erdenpilger da oben angebracht. Meccerino sah von Zeit zu Zeit hinauf, als hätte er noch nie unter einem Schmirboden seinen Kobengeln geklungen, sondern berechne sich jetzt, wie lange Zeit man wohl brauche, um an einem solchen haufenen Arm seine Seele auszubanden.

„So gehen Sie doch zur Goldstein, Meccerino, und machen Sie der wütenden Glücke Ihre Aufmerksamkeit.“ rief ihm Spätzchen heftig zu. „Das ist ja eine ganz dämliche Person!“

Er that, als ob er nichts höre.

„Uns den Rücken kehrend, stellte er sich breitbeinig hin und piffte den Hintergrund an, der uns angähnte wie eine dunkle Höhle.“

„Meccerino, bitte, gehen Sie doch.“ fing ich nun auch zu bitten an. „Wir müssen uns vor dem Konzert übergeben, wie der Flügel sieht.“

„Fällt mir nicht ein. — Der Schlüssel kommt uns zu. Und damit basta.“

Er verschwand hinter einem Mauerpfeiler.

Isidor wies auf das gedölte Symbol des Schweigens.

„Sehen Sie 'n doch an . . . sehen thut er richtig.“

„Pariser Klammerton?“ Ich zog meine Stimmgabel.

Er glogte mich an, als erwarte er, daß ich ihn damit zur Aber lassen werde.

„Ob er hoch oder tief steht, meine ich.“ Zugleich schlug ich die Gabel auf und führte sie aus Ohr; er folgte meinen Bewegungen mit dem Gesichtsausdruck eines misstrauischen Affen. Es schien, als hätte er betarigtes noch nie gesehen. Dann blinnte er nach den Reinen des Flügels.

„Wenn er zu hoch steht, setzen wir 'n runter in den Saal, und wenn er zu tief steht, legen wir unter ein paar Möbchen. Dazu ist immer noch Zeit.“

Die Spatz rang die Hände.

„Sie sind wohl nicht recht bei Trost! Haben Sie denn noch nie ein Konzert arrangiert?“ Dann küßte sie hinter die Coullissen. „Meccerino!“ hörten wir sie rufen, „Meccerino!“

Es klang immer heftiger. Er schien ihr absichtlich auszuweichen.

Endlich zerrte sie ihn am Ärmel herbei.

„Das ist doch zu arg!“ rief sie aufgebracht. „Ihr Konzert ist es, und Sie kümmern sich den Quark um was. Steckt die Glasphyra irgendwo da hinten in der Dunkelheit? — So reden Sie doch ein Machtwort, wenn Sie so 'n Bock sind und keine Visite machen wollen!“

Er griff sich an die Kehle und räusperte sich. „Meine Stimme —“ quetschte er halb laut heraus. „It schonungsbedürftig; jawohl. Aber sehen Sie sich nur die Versicherung mal an! Der Flügel verschloffen, Herr Cohn so musikalisch wie — wie — na, ich hätte beinahe gesagt wie 'n Ksel, Sie so kumpf wie 'n . . . Na, so reden Sie doch! Was soll denn nun werden?“

Meccerino klemmte unter summem Würgen seiner Gesangsstimme das Monocle ins Auge und gaffte den fettgetränkten Flügel an, als sollte er ihn braten und wüßte nur nicht, ob in Margarine oder Schweinefett.

„Aufbrechen!“ plägte er dann heraus. „Solen Sie einen Schloffer, Isidor!“

Alles an Isidor sträubte sich: das Haar, der Bart, die Finger.

„Gott behüte!“ rief er und streckte die Arme vor. „Aufbrechen! — Wollen Sie sich vergeissen an fremdem Eigentum?“

„Zum Donnerwetter, dann soll sie den Schlüssel rausgeben!“ dröhnte Meccerino, dem nun wirklich die Galle überlief.

„Thut sie aber nicht.“

„Muß sie.“

„Gott der Gerechte, sie thut's nicht! Was werd' ich nicht kennen die Goldstein!“

„Das will ich sehen! — Wo wohnt sie?“

In Cohns Gesicht ging die Sonne auf. Endlich zeigte Meccerino Einsicht, endlich entschloß er sich zur Antrittsvisite.

„Gleich um die Ecke. Ich werd' zeigen!“ rief er frohlockend.

„Kriegen wir ihn nicht auf natürlichem Wege, so entreihe ich ihn mit Gewalt!“ donnerte Meccerino. „Neben kann ich nicht viel.“

Man sah's der Spatz an, wie diese Energie sie entzückte. Isidor indessen wurde plötzlich zum Bilde der Besorgnis.

„Oh! Sie so gehen — eher versuch' ich's noch mal selber.“

Damit war er auch schon aus der Thür.

Jeder von uns suchte sich seiner Stimmung gemäß einen Platz. Wir waren alle drei verstimmt: Meccerino über die Goldstein, die Spatz über Cohn und die Goldstein und ich über das ganze verpfuschte Konzert-Arrangement. Wenn das so weiterging, passiert irgend was Schreckliches.

VIII.

Endlich kam Isidor zurück. Schon von weitem warf er die Arme in die Luft.

„Sie will ihn nicht geben!“ rief er. „Hab' ich gesagt — Frau Goldstein, hab' ich gesagt, was sind Sie für e Chammer! Was nützt uns der Flügel, wenn er nicht geht zu spielen! Hat sie gesagt, daß sie den Flügel nur geborgt hat fürs Konzert. Eine höfliche Visite sollen Sie machen, Willibald. Und dann will sie sitzen auf der Bühne. Sie will immer was Apartes, die Goldstein. Nu — hat sie doch 's Geld.“

Meccerino machte ein Gesicht, als hätte er eine Preise genommen und wollte niesen. Aber er nieste nicht.

„Ich hab' weiter gesagt, daß Sie den Schlüssel holen wollen mit Gewalt. Du, is se aufgefahren! Hat sie mir doch geschritten ein Gesicht.“ Er brachte nachahmend eine Frage zu stande, die mir unverzüglich bleiben wird. „Hat sie gesagt, Sie möchten nur kommen! Sie würde Ihnen den Schlüssel schon zeigen. Kurz und gut, sie hat mir geschmissen raus.“

Die Spatz befand sich nachgerade in einem Stadium der Wut, das Thränen ausbrütete. Auf einem fremden Flügel konzertieren heißt nicht viel weniger als auf einem fremden Pferde Reiterkunststücke machen. Sie war thatschlich bleich und rannte wie ein wildes Tier auf der Bühne herum.

„Was soll denn werden? Was soll denn werden? Sollen wir nach Hause reisen? — So spiele ich nicht! Ohne Probe spiele ich unter keiner Bedingung!“

Das gab Meccerino den letzten Sporn. Wie ein Ritter, der Mut schöpft, um einer Herzliebsten willen einen Drachen umzubringen, redete er sich in Schultern und Hüften. Dann holte er Atem wie zu einem sechsartigen Triller.

„Jetzt werde ich mit der Goldstein reden!“

Es klang gewaltig wie eine Kriegsdrummete.

Cohn verwandelte sich in die personifizierte Angst.

„Sie wird Sie auch schmeißen raus wie mich!“

Es war, als sei dies der übliche Aktluß jeder Visite bei der Goldstein.

„Das wollen wir sehen!“

Mit einem mächtigen Satz, der an Fra Diavolos Kopfsprung vom Felsen erinnerte, sprang Meccerino in die leeren Stuhlreihen hinunter und braute aus dem Saale.

Cohn mit Bindeseile ihm nach.

„Neben Sie erst mit der Glasphyra, sag' ich! Die Goldstein wird Ihnen gleich grob, wenn Sie nicht höflich sind. Und den Schlüssel kriegen Sie gar nicht.“

„Ich erdroffele sie, wenn's sein muß!“ rief Meccerino fürchterlich und rekte beide Fäuste zum Thürposten empor, unter dem er bereits stand.

„Mit meinen Fäusten erdroffele ich sie!“

Eine trostige Wendung — fort war er. Auf offener Bühne konnte so ein Abgang nicht mit mehr Glanz geschehen.

„Er will sie erdroffeln!“ piffte Cohn im Diskant der Angst und rannte auf die Straße. „Sprechen Sie auf alle Fälle erst mit der Glasphyra!“ klang's hinter Meccerino her. —

Nie wieder habe ich Damenkleider so durch die Luft laufen sehen, wie in diesem Augenblicke Spätzchens Gewand. Sie sprang von der Bühne — ja! — könnte man's treffend bezeichnen. Dagegen war Fra Diavolo gar nichts. Vor Erregung bebend, streckte sie mir von unten ihre Hände entgegen.

„Rach, rach, Hagemannchen!“

„Was denn?“

„Meccerino nach!“

„Was haben Sie denn?“

„Die schwarze Venus!“

Das war nun einmal der tote Punkt ihrer Verunsinn. War sie bei Glasphyra angelangt, verlagte die Schwingkraft ihres Verstandes.

Ich mußte springen, ob ich wollte oder nicht; sie zog mich an der Hand von oben nieder. Sie ließ mich auch nicht etwa los. Wie einen Schleppfahrlug zog sie mich durch das Meer der Stühle. Ich fühlte, wie's ihr in den Fingern prickelte, wie sie nicht erwarten konnte, sich mit mir in Galopp zu setzen, um den Gellekten vor der vermeintlichen Sirene zu retten.

Die Leute sahen uns nach, als wir, zwei Komys gleich, über die Straße zogen. Spätzchen bemerkte nichts. Sie blickte nicht rechts, nicht links. Den Kopf vorgebeugt, sprengte sie mit eines Schrittes Vorsprung mit mir dahin.

Wir erreichten ihr Sorgenkind in der offenen Hausthür.

„Na ja, da steht sie schon vor ihm.“ flüsterete sie ingrinnig. „Und was sie für verlebte Augen macht!“

Die „verliebten Augen“ waren groß und schwermütig und zeigten Thränenpuren. Die Lider waren rot umsäumt. Und — täufelte ich mich? — schimmerte nicht auch die eine Seite des erüsten Gesichtes purpurn?

Meccerino hatte den Hut gezogen und haspelte foeben eine höfliche Begrüßungsformel, nicht ahnend, daß der Tugendengel ihm schon wieder auf den Fersen war.

Jetzt tauchte er dicht neben ihm auf und fiel ihm auch sogleich ins Wort.

„Bitte — den Schlüssel — zum Flügel.“

Sie war ganz außer Atem.

Glasphyra zögerte einen Moment.

„Den hat meine Tante in Verwahrung.“

„Bitte schön, melden Sie doch dann Herrn Meccerino —“

„Donnerwetter, Spätzchen, was wollen Sie denn hier? Ich kann allein reden und vielleicht besser als Sie.“

„Seien Sie ganz still. Das schadet Ihrer Stimme. Also bitte, Fräulein, melden Sie Herrn Meccerino bei Frau Goldstein.“

Glasphyra machte eine einladende Bewegung und öffnete rechts von sich eine Thür, so daß wir den Einblick in ein Zimmer mit einer gepreßten gelben Plüschmöbelgarnitur hatten. In einem der Fontenils lag die Goldstein in ihrer blauen Sammettaile. Sie lag da, als wollte sie nach allen Seiten verfluchen. Sie sah noch rüder aus als dorthin im Hotel, und ihre Gesichtsmuskeln arbeiteten erregt. Es war mir klar, daß sie Glasphyra eine Scene gemacht hatte.

Ich bemerkte noch, daß Meccerino nur flüchtig an die Klempe seines Hutes faßte und dann denselben auf dem Kopfe behielt. Es war sehr absichtlich. Die Goldstein dagegen prangte ohne Jettkronen, und ihr falscher, schwarzer toupiertes Scheitel wirkte geradezu abstoßend auf ein Auge, das nicht an Perücken gewöhnt war.

Die Thür schloß sich, als Glasphyra begriff, daß wir dies Zwiegespräch nicht mitgehen wollten. „Wollen Sie nicht so lange hier eintreten?“ fragte sie.

„Ihr Zimmer?“ fragte die Spaz.
 „Ich schlafe hier.“
 Wir traten in ein Brunkgemach, dem nichts als der Teppich fehlte, um einer Fürstin als Boudoir dienen zu können. Nur wertvolle Möbel, mittelalterliche italienische Intarria oder Holzschmuckerei. Ein Ueberfluth an wertvollen venetianischen Spiegeln. Damastvorhänge, die in dem Palast eines Dogen gepunktet haben mochten. Das Himmelbett Renaissance, der Schreibtisch reiner Empirestil. Die Schreibgarnitur aus Malachit. Der Fußboden lackt. Dagegen an den Wänden echte, alte persische und maroffanische Teppiche, umrahmt von allerhand kostbaren Dekorationsgeräten. Dennoch hatte das Gemach etwas Kaltes, Unwohlthliches. In der Ecke war ein einfaches Kleiderregal und eine sehr primitiv verüllte, einfache Waschtölette. Auch bemerkte ich ein mit grauem Katium verhangenes Möbel, das ausnahmsweise eine zusammengeklappte eiserne Bettstatt. Am Fenster stand ein großer, schmuckloser Vogelbauer, darin ein Ara seine Turnübungen machte. Der Vogel gab dabei merkwürdige Töne von sich, die an halberstisches Schluchzen erinnerten und hin und wieder durch einen lautereren Aufschrei unterbrochen wurden. Auch gurgelte er dazwischen keifend unverständliche Worte, aus denen ich allmählich herausverstand: Ist der Leviton nicht ein reicher Mann? — Wirst du? wirst du? — (ein Aufschrei.) Gleich sag ja — Du bist e Chamber! (wieder ein Aufschrei.) Kröte!

Die Spaz, die mit offenen Augen und Mund die Kostbarkeiten im Zimmer besaunte und besüßte, drehte sich plötzlich nervös herum.
 „Das ist ja ein unanstößlicher Papagei!“ stieß sie aus. „Dem würd' ich den Hals umdrehen! Man könnte meinen, hinter einem würd' einer gemisshandelt!“

„Kröte!“ schrie der Papagei wieder.
 Sie hatte die letzten Worte lachend, wie im Scherz gesprochen, denn Glasphya, die inzwischen das Haus so fest verriegelt hatte, als ob ganz Kempen nur von Dieben und Nänkern bevölkert wäre, kam herein.
 „Ich fürchte, meine Tante wird den Flügel vor dem Konzert nicht aufschließen lassen. Sie ist sehr eigen in allem, was ihr gehört,“ sagte sie halb entschuldigend.

„Gerechte Gütte, versteht sie denn gar nichts von Musik?“

„Meine Tante?“ In der gedehnten Wiederholung lag eine Verneinung voll Schmerz, Hohn und Beringelung.

„Wozu hat sie denn aber den Flügel?“
 „Zum Staat,“ verlegte Glasphya einfach. Sie selber schien es ganz selbstverständlich zu finden, daß man Klaviere wie die Pfauen und Affenpinscher zum Staat hält.

„Nur zum Staat?“ erbot die Spaz, halb bestaunt von dieser dandallischen Auffassung.
 „Vielleicht kann sie ihn auch mal mit Vorteil verkaufen.“

„Weiß Kneppchen! Lassen Sie nur die Motten rein kommen, dann ist der Flügel so ziemlich futzig.“
 — Hat er denn einen schönen Ton?“

„Ich weiß es nicht.“
 „Was?“
 „Ich darf nicht darauf spielen.“
 „Nu drat mir einer 'n Storch! Warum denn nicht?“

„Ich könnte ihn verderben.“
 „Spielen Sie aus?“
 „Ich habe nur drei Jahre Unterricht gehabt.“
 „Bei wem denn?“

Glasphya zögerte einen Moment.
 „Bei Herrn Stenszewicz,“ sagte sie dann hastig. Sofort fiel mir das Gespräch der Alten auf dem Hofe ein.

„Kann' ich nicht. Hier in Kempen?“
 „In Warzchau.“
 „Ah — so...“ machte die Spaz gebednt, und die Schuppen sanken ihr förmlich sichtbar von den Augen. Ihr Ton, ihr Blick, ihre Miene sagten deutlich, daß sie mit einem Male Bescheld wußte — zum mindesten Bescheld ahnte.

Glasphya that gleichgültig. Aber die Spaz ließ nicht locker.
 „Das ist wohl ein berühmter Künstler?“

„Ja.“
 „Und ein interessanter Mensch?“
 Sie zuckte mit feiner Wimper. „Ich kenne ihn nicht näher.“

Der Papagei überschlug sich im Käfig. „Wirst du den Leviton nehmen!“ schrie er zornig.
 „Das ist wohl ein kluges Tier?“ fragte die Spaz in einem Ton, der deutlich verriet, daß sie den Vogel gräßlich fand.

(Fortsetzung folgt.)

Der Untergang des Torpedobootes S 26.

(Werte die Abbildung Seite 72.)

Bereits in voriger Nummer haben wir den schmerzlichen Unfall erwähnt, von dem durch den Untergang des Torpedobootes S 26 die deutsche Kriegsflotte betroffen worden ist. Heute nun veranschaulichen wir nach der Skizze eines Augenzeugen die Katastrophe vom 22. September und fügen daran eine Erklärung aus holländischer Feder.

Am die Zeit, als die Katastrophe eintrat, hatte der Wind etwas abgeklaut, erst am Nachmittag und gegen die Nacht hin nahm der Sturm wieder an Stärke zu. Dem entsprechend waren die Seen aus keineswegs von der Höhe wie vorher und nachher. Dies muß besonders betont werden, da im Publikum die Annahme verbreitet ist, daß eine himmelhohe See das Boot zum Kentern gebracht habe, und daß die Seetüchtigkeit der Torpedoboote in Zweifel stehe. Dies ist aber in Wirklichkeit nicht der Fall, denn von dem genauesten Kennner der Ebmanndung wird nicht einmal die Wirkung einer Orkansee angenommen, das heißt solcher Seen, die, auf flacherem Wasser sich stellend, eine ungenügende Höhe erreichen und an den Windungen unter Klüffe oft eine schwere Gefahr für die Schiffe bilden. Der Vorgang ist nach Zusammenstellung aller bekannten Einzelheiten in folgender Weise zu erklären. Der Ort der Katastrophe befindet sich ungefähr in der Mitte der beiden vor und an der Ebmanndung liegenden Feuerlöscher „Viergewisser Kirchenpaar“ und „Kospar“. Am die Zeit, als die Torpedobooten hier passierte, ließ Elbstrom, und wenn man, wie dies an jenem Tage der Fall war, die See in die Elbe hineinzieht, so bilden sich beim Zusammentreffen der beiden Strömungen tiefe Seen, die für kleinere Fahrzeuge lästig und unter Umständen auch gefährlich werden. Bei schweren Seen, die von hinten auflaufen, wird von seiten der Torpedoboote immer mit genügender Fahrt gegangen, da es sonst gefahrlich kam, daß der Vordertheil nach vorn ins Wasser gedrückt und der Achtertheil von der nachfolgenden See quer gefahren wird, wobei die Gefahr des Kenterns nahe liegt. Der Divisionsober, der als ein sehr vorlässiger Offizier bekannt ist, ging erweiterungsmachen nur mit zehn Knoten Fahrt, eine für Torpedoboote sehr mäßige Geschwindigkeit. Der Herzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin soll nun, da er etwas zurückgeblieben war, beabsichtigt engeren Anschlusses an die Division momentan ein wenig schneller gelauten sein, was er bei der mäßigen Höhe der Seen auch thun konnte. Vorauswärtlich geriet er aber dabei zwischen einige jener heilen Seen, der Stenun wurde von der ersten See hinuntergedrückt und der vordere Theil des Schiffes durch eine von hinten überbrechende und in den vorderen Raum eindringende See mit Wasser gefüllt. Wie heftig die See den jungen Herzog und die andern Mannschaften in den Tod gegangen, ist durch die Berichte der Tageszeitungen bekannt.

Henriette Herz.

Ein Gedenkblatt zum 22. Oktober.

Am 22. Juli 1801, in deren Hause die Notabilitäten Frankreich sich sammelten, hat man die geistreiche und lebenswürdige Frau verewigen, die vor fünfzig Jahren aus dem Leben schied, und der Vergleich trifft einigermaßen zu, denn was um die Wende des Jahrhunderts Berlin an Verküsten der Wissenschaft und Literatur behag, es fand seinen Vereinigungspunkt im Salon der Madame Herz. Freilich bestand ein großer Unterschied, denn in ihrem Hause wurde keine Politik getrieben, keine Intrigue angezettelt, sondern ein rein ideales Interesse vereinigte die Hausfrau und ihre Freunde. Henriette Herz, am 5. September 1764 geboren, war die älteste Tochter des Dr. Benjamin de Venos, eines jüdischen Arztes von portugiesischer Abkunft, der sich 1735 in Berlin niedergelassen hatte und bald darauf zum Vorsteher des „Lazarettes der Judenheit“ erwählt worden war. Schon als Kind erregte sie durch ihre ungenüßliche Schönheit und Klugheit Aufsehen, und noch nicht dreizehn Jahre alt, fand sie bereits Bewerber, aus deren Reihe die Eltern den siebenundzwanzigjährigen Dr. Marcus Herz auswählten. Der Verainigun galt als ein tüchtiger Arzt und auch als ein bedeutender Philosoph, aber er war fränklisch und unmanichlich. Trotzdem diente die kleine Henriette nicht an Abberprun, ja sie empfand eine kindliche Freude an dem Gedanken, Brant zu sein, und malte sich das Glück der Ehe dahin aus, daß sie künftig schönere Kleider tragen und über mehr Taschengeld verfügen werde als bisher. Wegen des jugendlichen Alters der Braut wurde die Hochzeit drüßhalb Jahre verschoben und fand erst im September 1779 statt.

Obwohl unter so ungleichen Verhältnissen geschlossen, war die Ehe nicht unglücklich. Henriette schätzte ihren klugen Gatten, unter dessen Leitung sie sich zu einer der gelehrtesten Frauen ausbildete. Tief drang sie in das Wesen der Naturwissenschaft und in die Rinnthgeschichte ein, eifrig trieb sie auch Sprachstudien und bekehrte bald die Mehrtheit der europäischen Sprachen. Der Haushalt gestaltete sich bei den reichen Einnahmen des Gatten glänzend. Marcus Herz gewann eine große Praxis, wurde Waldschloher Hofrat und Leibarzt, und die Berliner Societät der Wissenschaften ernannte ihn zum Professor der Philosophie. Zu seinen Vorlesungen, die sehr zahlreich besucht wurden, ließ er auch Frauen zu, wußte also bahnbrechend in einer Bewegung, die noch heute nicht zum Abschluß gelangt ist. Die bedeutendsten Männer Berlins fanden bald in vertrautem Besuche mit dem geistreichen Herzlichen Hause. Nur die bekanntesten seien hier herangezogen: der Dichter Kramler, der Freund Lessings; Professor Engel (Verfasser des „Früßlingspiegels“ und des Romans „Lorenz Stahl“); die Brüder August Wilhelm und Friedrich v. Schlegel; die Zimmermeister Zelter (Schloßes Freund) und Reichardt; Salzermacher, der berühmte Kungelredner; Friedrich Gess, der vielgenannte Publizist; Karl Philipp Moriz, der gemalte Cuertopf, den seine unerwiderte Liebe zu Henriette ganz aus dem Geleise brachte; Tiege, der Dichter der „Urania“, der im Gefolge Gluck v. d. Rufe erschien. Um weiter bei den Frauen zu bleiben, nennen wir von den Freundinnen des Herzlichen Hauses: Rahel, die später Barnhagens Gattin wurde, und Dorothea Mendelssohn, die Tochter des Philosophen und Gattin Friedrich v. Schlegel. Auch die jungen Gebrüder Humboldt waren in diesem Kreise bedeutender Männer und Frauen wohl gelitten, und wie Mirabeau bei seinen Berliner Aufenthalten, 1787, nicht verstaunte, sich in den Herzlichen Salon einzufahren zu lassen, so war später der gemalte Prinz Louis Ferdinand, der 1806 den Helldent bei Saalfeld blieb, ein häufiger Gast. Auch bei der Königin Luise stand die geistreiche Frau in Gunst.

So bildete das Herzliche Haus den Mittelpunkt des geistlichen Lebens in Berlin, und Henriette diente mit Recht stolz sein auf den Kreis auferleener Geister, von dem sie sich umgeben sah. Allerdings fehlte es in dieser Harmonie gelegentlich nicht an Mißständen, und zu einem solchen gab der Hausherr selbst Anlaß. Marcus Herz war ein unterschiedener Gegerner der neu eingeführten Impfung mit Kuhpocke und kämpfte in Wort und Schrift gegen den „wilden Veruch der Veruchung“. Inzwischen war der Segen der Jennerischen Erfindung von der großen Mehrheit der deutschen Ärzte anerkannt worden, und so hatte der Verfasser eines an den „Genuss der Kuhpocken“ gerichteten Veröschens die Lächer auf seiner Seite:

Tausend Herzen schlagen Dont und Segen
 Dir, dem Fremde Lanfener, entgegen;
 Doch wenn dich Willkuren tößen,
 Tritt ein Herz dich nicht mit Füßen.

Gegen Ende des Jahres 1802 erhielt die Familie Herz einen neuen Hausgenossen in einem selbständigen Jüngling Namens Louis Baruch, der in Berlin Medizin studieren wollte. Die preussische Hauptstadt behag damals zwar noch keine Universität, aber doch treffliche medizinische Institute und Kliniken, aus denen schon bedeutende Ärzte hervorgegangen waren. Damit der Jüngling einen Anhalt habe, wurde er auf Bitten des Vaters, eines Banquieres zu Frankfurt a. M., in das Herzliche Haus aufgenommen. Nur wenige Monate weilt hier der schönste junge Mensch, da starb Marcus Herz (20. Januar 1803), und die Schickslichkeit schien es nun zu fordern, daß Louis Baruch das Haus verließ, denn wenn Henriette auch bereits achtunddreißig Jahre zählte, so trübte sie doch noch in voller Schönheit, und der iberen Kadrede war vorzuziehen. Der junge Student hat indessen so insidig, im Hause bleiben zu dürfen, daß Henriette zustimmte, zumal sie sich überlegte, daß sie ja die Mutter ihres Pensionärs sein könne. Zu plötzlich machte sie die Entdeckung, daß der junge Mann, der ihr gegenüber niemals den Respekt außer Augen gelassen, sich in heimlicher Liebe zu ihr verzehete und, da er ein Ständnis nicht wollte und auf Gegenseitigkeit nicht konnte, einen Selbstmord plante. Natürlich mußte nun der Pensionär aus dem Hause und auch fort von Berlin, aber recht ernst hatte die reise Frau die Schwärmerie des Jünglings doch nicht genommen, bis sie durch die ihr übermittelten Tagebuchblätter überzeugt wurde, wie tief seine Neigung gegangen war und wie nahe er vor einem verzweifelten Schritt gestanden hatte. Durch die weiteren Jahre blieb Henriette Herz ihrem jugendlichen Anbeter eine mütterliche Freundin und Beraterin, und an dem literarischen Ruhme Ludwig Börners — so hatte der ehemalige Student seinen Namen geändert — nahm sie lebhaften Anteil. Länger als zehn Jahre überlebte sie den Freund, der iberwillen beinahe eine Berberhölle gepflanzt hätte, und die Diskretion über dieses Verhältnis beobachtete sie bis ans Ende. Erst nach ihrem Tode wurden die au

se gerichteten Briefe und Tagebuchblätter Hörnes veröffentlicht.

Das äußere Leben Henriettes erfuhr nach dem Tode des Gatten eine herbe Aenderung. Marcus Herz hinterließ nur ein geringes Vermögen, und die Wittve mußte sich sehr einschränken. Ein reich begüterter Freund des Hauses, Graf Alexander zu Dolna-Schlöbitten, trug ihr seine Hand an, aber sie konnte sich zu einer zweiten Ehe nicht entschließen. Nach dem Tode ihrer strenggläubigen Mutter trat sie im Sommer 1817 auf Veranlassung Schleiermachers zum Christentum über, und um jedes Ansehen zu vermeiden, that sie diesen Schritt nicht in Berlin, sondern in dem Städtchen Jossen bei Potsdam. Freundliche Lage blühten ihr alldam im Hause der Herzogin Dorothea von Kurland, in dem sie als Erzieherin der nachmaligen, durch ihre Schönheit berühmten gewordenen Herzogin von Sagan wirkte. Eine kleine Pension und die Erstellung von Unterrichtsstunden halfen ihr über wirkliche Not hinweg, doch immer einjämmer gehaltete sich ihr Talent, und mit Schleiermacher, der 1834 dahinschied, verlor sie den reuesten und liebsten aller Freunde. Verhältnißlich ist die Wittve, in der sie, von Alter und Krankheit bedrückt, andie: „Wäre ich jetzt so reich und vornehm, wie ich früher schon war, so würde ich nicht verlassen, sondern allgemein geehrt sein.“

Ganz vergessen war sie indessen nicht, und auf ihre letzten Lebensstage sollte ein milder Sonnenstrahl fallen. Durch einen Zufall erfuhr Alexander v. Humboldt, in wie bedrängter Lage sich die Frau befand, zu der er als Jüngling bewundernd aufgeschaut hatte, und er unterrichtete den König Friedrich Wilhelm IV. von der Sachlage. Dieser entsann sich, mit welchem Vergnügen er den Experimentalvorträgen des Dr. Marcus Herz beigewohnt, und welche Rolle einstmals Henriette in der Berliner Gesellschaft gespielt hatte. Er ließ ihr sofort eine Ehrenpension von 50 Friedrichsdor auszahlen und bewilligte ihr ein Jahresgehalt von 500 Thalern. Auch durch einen persönlichen Besuch erfuhr die Giesin. Aber nicht lange sollte sie der Wohlthat sich erfreuen, denn schon am 22. Oktober 1847 verschied sie.

Durch zahlreiche Zeugnisse von Zeitgenossen ist festgestellt, einen wie ungewöhnlichen Jamben Henriette Herz auf diejenigen, die ihr näher traten, ausübte. Von hoher,

jambonischer Gestalt und einem klaffischen Ebenmaß der Formen und der Gesichtsbildung, verband sie mit diesen äußeren Vorzügen reiche innere Gaben. In gleicher Weise verband sie sich auf die leichte Konversation wie auf die Führung einer ernsten, wissenschaftlichen Unterhaltung, und



Henriette Herz. Von Anton Graff.

die Schärfe ihres Geistes trat nie in verkehrender Ironie, sondern in munterer Liebesspürigkeit hervor. So wurde sie der Mittelpunkt eines geistigen Kreises, „zu welchem, von den goldbetrankten Stufen des Thrones angegangen, alle Schichten der gebildeten Gesellschaft ihr Kontingent stellten.“ Der „Salon“ der Madame Herz war der erste seiner Art in der preussischen Hauptstadt, und Berlin hat nicht wieder seinesgleichen gesehen.

G. 24.

Zu unsern Bildern.

Ein prächtiges Wald- und Tierbild rückt uns Chr. Kröner mit seinem „Frühmorgen zur Herbstzeit“ vor Augen. Hier und dort schallt durch den Forst das Schreien der Hirsche, auch an das Ohr des thätlichen Dreischneiders drang solch ein Kampfschrei, und trotzig erwidert er ihm. Wohl nur noch eine kleine Weile, so er scheint der Nebenbuhler auf dem Plane, und die Waldlichtung wird der Schauplatz eines Kampfes auf Leben und Tod.

Der vom rauschenden Jam durchströmte Engpass bei Hintermänn, den Karl Ludwig uns vor Augen führt, ist eine geschichtlich denkwürdige Stätte. Wiederholt haben hier die tapferen Helden in der Verteidigung ihres Heimatlandes dem Feinde blutige Niederlagen beigebracht. Im Juni 1703 wurden in der Schlamm 300 französische Dragoner und Grenadiere vom Ländener Landsturm ausgerieben, und im August 1809 wurde eine größere Truppenmasse des Generals Velebre teils in die Klüfte geschlagen, teils gefangen genommen. In beiden Fällen mündete sich in das Knattern des Gewehrfeuers das Krachen der von den Felsklappen niederfallenden Steinlawinen, und der reichende Strom führte viele Feindesleichen zu Thale.

Freudlicher Humor lächelt uns in F. Bergaminis Bilde: „Dorfschule in der Campagna“ an. Die leichtfertige Jugend ist doch überall dieselbe! Vor den Augen des Lehrers thut sie gar unschuldig, aber hinter seinem Rücken verübt sie tolle Streiche.

Auf untrer Beilage „Aus Zeit und Leben“ veranschaulichen wir einen Abschnitt aus der fünfzigjährigen Pionierthier der Normannen in Salt Lake City. In Erinnerung an die Thatade, daß im Sommer 1847 sich die ersten Normannen am Ufer des großen Salzsee, in damals völlig unfruchtbarer Gegend, niedergelassen hatten, wurden große Feiertage veranstaltet, deren Mittelpunkt ein imposanter Festzug bildete. Aus ihm gehen wir die Gruppe der Uro-Indianer wieder: edle Krieger in vollen Kriegsschmuck und Raubkommen jener wilden Krieger, mit denen die Anwohler schwere Kämpfe zu bestehen hatten. Im Hintergrunde ragt das Standbild Brigham Youngs auf, des thatkräftigen der Normannenpropheten, unter dem der Auszug nach dem Salzsee erfolgte.



Der Untergang des Torpedobootes Nr. 20. Originalzeichnung von Ferdinand Lindner.

Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird freudigst gestattet. — Verantwortlicher Herausgeber: Ernst Schöberl in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Preise und Sendungen nur: In die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personennennung — zu richten.

Weber Land und Meer

N^o 4.

— Aus Zeit und Leben. —



Brigham Young-Statue.

Wie-Jubilar im Festzug.

Floß mit den allegorischen Figuren der Seidenindustrie im Festzug.

Die fünfzigjährige Pioniersfeier der Mormonen in Salt Lake City. (Cf. siehe Seite 72.)

1898 (S. 79).

Jahres 18 Nummern = M. 14.-

Notizblätter.

Unter dem Gesamttitle 'Zum Vorspiele' gibt Karl Heinrich Feilich...

Stimmvolle Reueigen auf dem Gebiete der Vortextposition...

Litteratur.

Eine hochvollkommene Gabe erhalten die Verehrer des großen...

Lebensbilder der hervorragenden Mäner. Besonders anziehend und kultur...

Eine jener 'Bettungen', wie sie von Zeit zu Zeit mit Personen...

Kapitän Johannes Hirschberg, herausgegeben von dessen Witwe...

Das dem 11. März 1895 in Zürich erschienenen Buch...

Henneberg-Seide

nur acht, wenn direkt ab meinen Fabriken bezogen

Wm RIEGER FRANKFURT a.M. WEISSER VEILCHEN-EXTRACT. Wenige Tropfen genügen ein Taschentuch...

Gossmann's Naturheilanstalt Wilmshöhe bei Cassel. Anerkannt schönste Naturheilanstalt...

HUGO STANGEN'S III. Grosse Orient-Fahrt. Abfahrt von Hamburg am 12. Februar 1898. Dauer 54 Tage...

Dr. Lahmann's Nährsalz-Cacao, Nährsalz-Chocolade, Pflanzen-Nährsalz-Extract, Hewel & Veithen in Köln a. Rh.

Wiesbaden. Dr. Lehr'sche Kuranstalt Bad Nerothal. Uhren Silberne Remontoir, Goldene Dammenremontoir...

SENKING HERD GOLDEN WERT! Unübertroffen für Kohlen- und Gasheizung.

Lunge u. Hals Kräuter-Thee, Russ. Kolerien (Polygonum avic.) ist ein vorzügliches Hausmittel...

Jeder Deutsche im Auslande wird gebeten, seine Adresse der Verlagsbuchhändler...